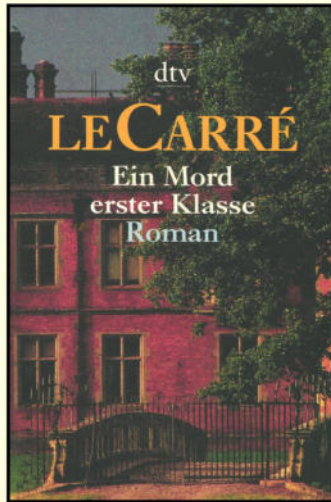
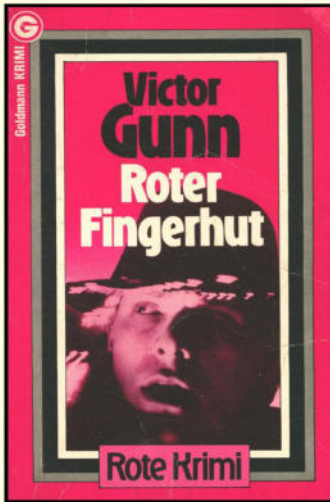
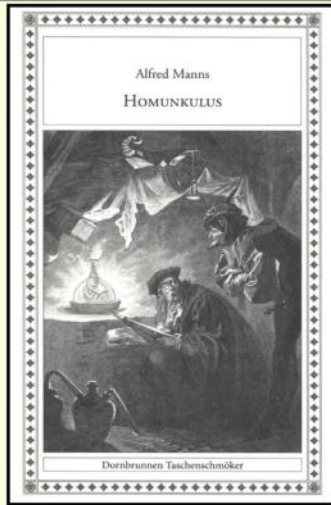


edfc



Fantasia | 260e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1260e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 49. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2026 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2026-04

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1260e – Magazin für Phantastik



edfc



Flix

Immerland 1: Die Stadt der Ewigkeit

Hanser (HC 352 S./€ 20,00)

München 2025, 2. Auflage

Genre: Phantastik

Fantasia 1252 – 2026

Als Mika aus dem Zug stieg, ahnte er nicht, dass er heute sterben würde. Er fand auch so schon alles furchtbar genug. Die Hitze. Die viel zu schwere Reisetasche. Den runtergekommenen Bahnhof am Ende der Welt. Und dann auch noch Oma.

Oma, die am Gleis stand, ihn durch meterdicke Brillengläser anstrahlte und ihm mit ihren Vogelärmchen aufgeregt entgegenwinkte. „Mika! Mika, mein Spätzchen!“ (S. 7)

Mika, zwölf Jahre alt, muss die Sommerferien bei Oma verbringen, die den gottverlassenen, heruntergekommenen Gasthof Euleneck bewohnt, in einer Gegend, wo es nicht einmal ein Handynetzt gibt.

Mika, der ungeschickte Unglücksvogel, wäre beim Reinigen des Rasenmähers bei-

nahe von der Mähmesser geköpft worden, so dass er Hals über Kopf zu dem nahen Hellsee eilt, um dort zu baden.

Plötzlich knallte es dumpf, als wäre ein unterirdischer Brückenpfeiler geborsten. Das Beben stoppte, und es war still. Was war das denn? Mika drehte sich um und wollte zurückschwimmen. Doch die Bewegungen wurden ihm schwer. Es war, als müsste er auf einmal gegen eine Strömung anschwimmen. Mika erschrak, als er sah, dass die Felsblöcke, auf denen seine Klamotten lagen, sich von ihm wegbewegten. Beziehungsweise er sich von ihnen. Weil etwas, was stark war und immer stärker wurde, ihn weg vom Ufer und tiefer in die Mitte des Sees zog.

Er blickte sich um. Auf der Oberfläche des Hellsees hatte sich ein riesiger Strudel gebildet, der am Rand langsam war und zu seinem Zentrum hin immer schneller wurde. Und der in seiner Mitte das Wasser unaufhaltsam in die Tiefe sog. Damit auch Mika. Was? Nein! Nein!!! Mika wurde schlagartig klar,

was das bedeutete. Wenn er es nicht schaffte, ans Ufer zu kommen, war der Strudel sein nasses Grab. (S. 16f)

Die Erde bebt, im See entwickelt sich ein Strudel, Mika wird in die Tiefe gezogen. Zum Glück beruhigt sich das Wasser wieder, bevor ihm die Luft ausgeht, und er kann sich an Land retten. Er eilt nach Hause, wo er Oma beim Bedienen seltsamer Messgeräte beobachtet.

Auf dem Dachboden findet er einen Briefumschlag von seiner Mutter zu seinem zwölften, bereits vergangenen Geburtstag, aber auch Oma kann ihm nicht sagen, was der Umschlag einmal enthalten haben mag.

Bei einem heftigen Gewitter findet Mika die Oma bewusstlos auf dem Flur. Er zerrt sie ins Auto und fährt mit ihr los, landet aber mangels Fahrpraxis im Straßengraben. Da senkt sich neben ihm ein Korb mit einer Frau namens Lady Charlotte Ronin herab, die ihn und die Oma mit hoch in ihr Luftschiff nimmt. Unglücklicherweise wird der Weg ins Krankenhaus aber durch einen feuerspeienden Vulkan versperrt.

Das ist erst der Anfang der zahlreichen gefährlichen Abenteuer, die Mika in *Die Stadt der Ewigkeit* bestehen muss. Spätestens bei der Begegnung mit dem Vulkan kann sich der Leser sicher sein, dass der Romanheld die gewohnte Welt verlassen hat.

Flix, das ist Felix Görmann, der vor allem als Zeichner der beliebten Comicserien *Verflix!* und *Glückskind* bekannt geworden ist.

LENA KIEFER



ROYAL
HEIST

ROMAN

LYX

Lena Kiefer

Royal Heist

Lyx (PB 496 S./€ 16,90)

Köln 2025

Genre: Phantastischer Thriller

Du kannst alles werden, was du willst.

Diesen Satz hatte mein Vater zu mir gesagt, als ich ein kleines Mädchen gewesen war. Er hatte damit vermutlich gemeint, dass ich jeden Beruf ergreifen konnte, den ich wollte – jeder Leidenschaft nachgehen durfte, die mich glücklich machte. Dass ich ein Leben wählen konnte, wie ich es mir vorstellte.

Ganz sicher hatte er nicht gemeint, dass ich jeden Tag in andere Rollen schlüpfen sollte, bis ich vergaß, wer ich war.

Und trotzdem war es passiert. (S. 13)

Darcy, ihr Bruder Linus, Theo, Lorelai und Hawk bilden eine ausgesucht clevere Bande von Trickbetrügern, die sich schon so manche lukrative Beute unter den Nagel gerissen haben.

„Wir können ihnen das alles zurückzahlen, Darcy. Endlich haben wir die Chance dazu.“

„Ich weiß.“ Aber das machte es nicht weniger schrecklich, nicht weniger endgültig, was damals passiert war. Innerhalb weniger Wochen hatte sich unser Leben auf die schlimmste Art verändert, innerhalb weniger Monate war es komplett zerbrochen. Was für ein Klischee, seine Familie mitten in der Nacht zu verlassen, ohne ein Wort, ohne einen Abschied. Aber ich machte meiner Mutter keine Vorwürfe, dass sie keinen anderen Ausweg gesehen hatte als eine Flucht.

Es war nicht ihre Schuld.

Die hatten sie dazu getrieben.

Und sie hatten damit auch Dad getötet.

Hass breitete sich in mir aus, wie jedes Mal, wenn ich daran dachte. Wenn ich an diese Familie dachte, die ohne zu zögern meine zerstört hatte. Es hatte gar keine Notwendigkeit dafür gegeben, weil meine Mum keinen Fehler begangen hatte – wie sollte eine einzige Nan-

ny so viele Kinder beaufsichtigen und an zwei Orten gleichzeitig sein? Sie hätten einfach auf sie hören müssen. Aber das taten die Hamilton-Kinder ja nie, weil sie es nicht mussten. Sie durften tun, was immer sie wollten, und andere hatten die Konsequenzen zu tragen. (S. 40)

Aber beim diesmaligen Unternehmen geht es um etwas anderes, nämlich um Rache an der Familie der Royals, die die Schuld am Tod von Darcys Dad tragen und nie dafür büßen musste. Diese infame Clique besteht aus Queen Sophie, Spencer, Tristan, Lydia und Matilda.

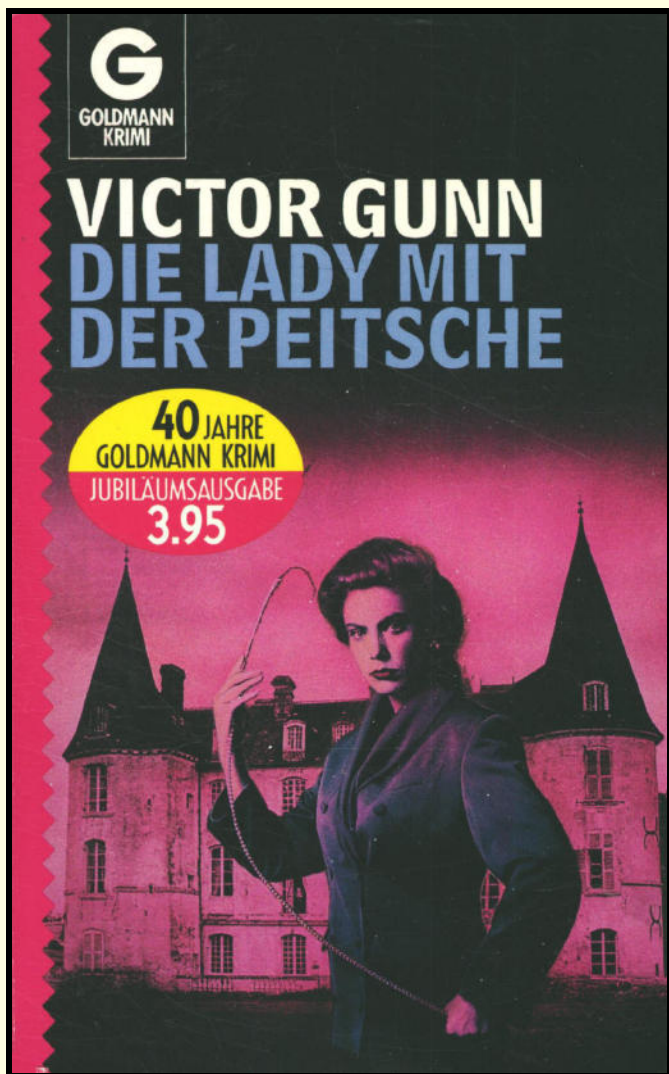
Der große Plan besteht darin, Darcy als perfekte Braut für Spencer zu präsentieren – was auch hervorragend funktioniert hätte, hätte sich nicht Darcy ausgerechnet in Spencers Bruder Tristan verliebt.

Royal Heist bietet Spannung, Glamour und Romantik in Hülle und Fülle zwischen zwei Pappdeckeln.

G
GOLDMANN
KRIMI

VICTOR GUNN DIE LADY MIT DER PEITSCH

40 JAHRE
GOLDMANN KRIMI
JUBILÄUMSAUSGABE
3.95



*Gunn, Victor: Lady mit der Peitsche

**Victor Gunn [Edwy Searles Brooks,
1889–1965]**

*Ironsides Cromwell 28: Die Lady mit der
Peitsche*

(Castle Dangerous, 1957)

Goldmann 00 261 (TB 184 S./DM 3,95)

München 1992

Aus dem Englischen von Ruth Kempner

Genre: Krimi

Eine Biegung der Straße eröffnete eine andere Aussicht; Sir Christopher wies mit dem Finger nach links. „Das dort ist Schloß Gleniston!“ erklärte er. Sie näherten sich jetzt dem oberen Ende des Sees; dort standen im Sonnenlicht einige Häuser und eine kleine Kirche – das Dorf Gleniston. Auf einer kleinen Insel im See konnte man ein malerisches Gebäude sehen, das von schönen alten Bäumen umgeben war. Das offenbar sehr alte Gebäude sah so romantisch aus, daß Carol den Atem anhielt.

„Das ist also das Schloß?“ fragte sie verwundert. „Wie schön! Ich wußte gar

nicht, daß es auf einer Insel liegt! Wie kommt man denn eigentlich hinüber?“

Sir Christopher lachte.

„Aus der Nähe gesehen, wirkt das Haus nicht mehr so eindrucksvoll. Es ist ganz leicht zu erreichen, denn es liegt nicht auf einer richtigen Insel; es gibt einen Damm, der das Dorf mit dem Schloß verbindet. Sie können ihn nur von hier aus nicht sehen.“ (S. 13f)

Das romantische Schloss Gleniston liegt in Gleniston Water und ist im Besitz von Lady Angela Gleniston, siebzig Jahre alt. Bei ihr lebt ihr Neffe und potentieller Erbe, der Junggeselle Major Claude Fanshawe, fünf- und vierzig.

Um sich und das Schloss erhalten zu können, beherbergt Lady Gleniston Feriengäste, von denen gerade drei mit dem Automobil ankommen: Sir Christopher Morton-Gore, fünfundfünfzig, Besitzer des Gefährts, sowie zwei junge Leute, die sich eben erst kennengelernt haben, aber sich bereits sympathisch finden, nämlich der Galerist Bruce Campbell und die Friseurin Carol Gray. Alle drei haben neben der Erho-

lung noch einen Hintergedanken: Bruce will versuchen, die Lady, die verbissen an ihren unglaublich wertvollen Gemälden festhält, zu überreden, doch eins oder mehrere zu verkaufen; Carol will ein paar begüterte Kundinnen für ihren Salon gewinnen; und Sir Christopher spekuliert darauf, die Schlossherrin zu heiraten, ungeachtet des großen Altersunterschieds.

Aber die diesjährige Feriensaison nimmt ein schlimmes Ende.

Wenige Minuten vor elf kehrten Bruce und Carol ins Schloß zurück. Angenehm ermüdet von ihrem Spaziergang, begegneten sie in der Halle Major Fanshawe, der gerade aus einem Gang gekommen war. Sein Verhalten war höchst eigenartig. Er ging unsicher, fast torkelnd, und als er in die beleuchtete Halle trat, war zu sehen, daß er mit gläsernen Augen vor sich hinstierte.

„Er muß krank sein!“ rief Carol besorgt.

Die beiden jungen Leute eilten zu ihm.

„Ruhen Sie sich doch aus-, Sir“, riet ihm Bruce. „Setzen Sie sich auf einen der Stühle hier ...“

„Im Arbeitszimmer – im Arbeitszimmer meiner Tante –“, stieß Fanshawe hervor und schloß die Augen, als ob er furchtbare Schmerzen habe. „Dort – auf dem Fußboden ...“ Er öffnete die Augen wieder, aber ihr blickloses Starren ließ Bruce eine Gänsehaut über den Rücken laufen. „Um Gottes willen, holen Sie Hilfe ...“

„Dort – an seiner Hand!“ flüsterte Carol aufs tiefste erschrocken. „Sehen Sie nur – das ist doch Blut ...“

„Sie meinen, er hat sich verletzt?“ fragte Bruce. „Nun, beruhigen Sie sich nur, Sir -“

„Meine Tante – im Studierzimmer – furchtbar zugerichtet -“, unterbrach ihn der Major. „Ich muß einen Arzt holen - muß telefonieren! Sie liegt so still da ... und der Hammer ...“ (S. 39f)

Lady Angela liegt im Studierzimmer in ihrem Blut, niedergestreckt mit einem einzi-

gen furchtbaren Hieb eines Vorschlaghammers.

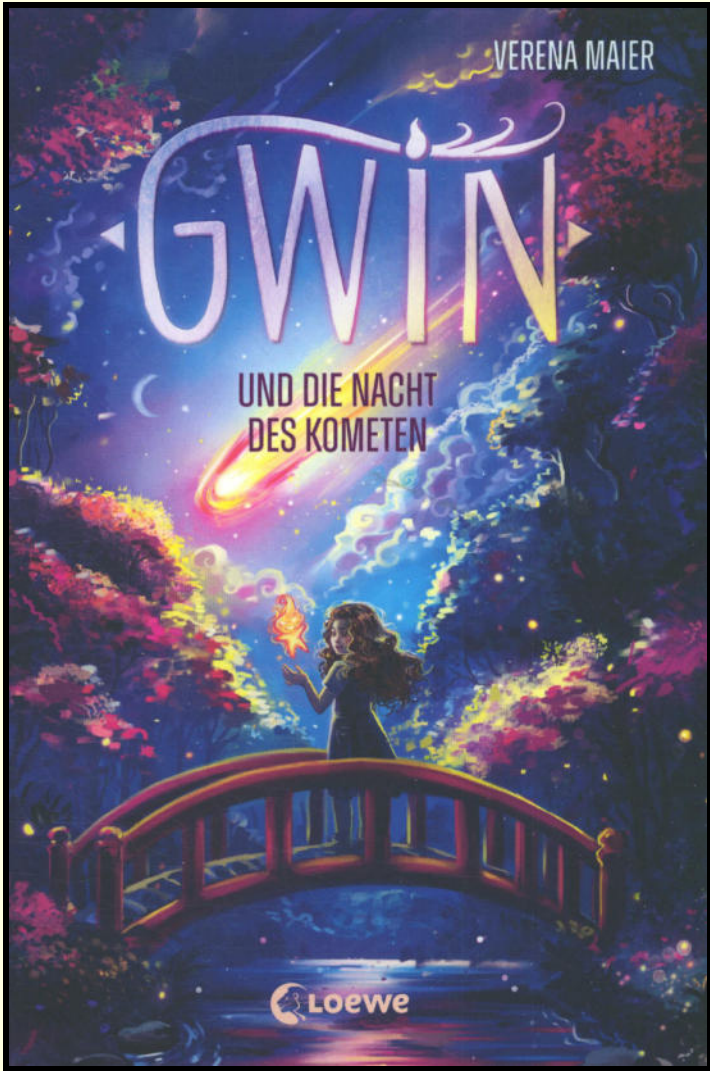
Die örtliche Polizei ist selbstverständlich überfordert, weshalb Chefinspektor William Cromwell mitsamt seinem treuen Adlatus Sergeant Johnny Lister von Scotland Yard gerufen werden.

Die Exposition von *Die Lady mit der Peitsche* um Bruce und Carol fällt etwas zu lange aus, aber die hervorragend gestalteten Ermittlungen von Cromwell & Co. machen das Manko wieder wett. Es gibt etliche Menschen, die einen Groll auf Lady Angela hegen, und es gibt auch welche, die einen Vorteil aus ihrem Tod ziehen, weshalb der Chefinspektor seine Ermittlungen nicht nur auf eine Person konzentrieren kann. Allerdings fehlt bei jedem der Verdächtigen der letzte überzeugende Fakt, um ihn als den Mörder identifizieren zu können, was den Fall so besonders spannend macht.

Cromwell selbst ist in diesem Abenteuer ausgesprochen bärbeißig, was aber seinen Assistenten Johnny so wenig stört, dass man vermuten muss, dass es sich um eine bewusst zur Schau gestellte Manie handelt,

um Zeugen wie Verdächtige einzuschüchtern.

Die schlussendliche Aufklärung ist wie der Anfang unnötig lang geraten, ja, Victor Gunn scheint sogar alles zweimal erklären zu wollen, was die Geduld des Lesers über Gebühr strapaziert. Zum Glück erinnert er sich am Ende wieder an Bruce & Carol, denen er am Anfang so viel Raum gewidmet hat und die er zwischenzeitlich vergessen zu haben scheint, und gönnt ihnen ein Happy End.



Verena Maier

Gwin 2: Gwin und die Nacht des Kometen

Loewe (HC 368 S./€ 14,95)

Bindlach 2026

Illustriert von Indiana Acosta

Genre: Phantastik

Autsch! Stöhnend blinzelte Gwin die Sternchen weg, die vor ihren Augen tanzten. Papier raschelte unter ihrem Po. Als sie merkte, worauf sie gefallen war, machte ihr Herz einen Hüpfer: die Karte der Wünsche.

Sofort war Gwin hellwach. Da war sie, die Welt, die nur ihr gehörte – und natürlich ihren Freunden. Die dreizehn Inseln, die auf der Karte in einem Meer aus schwarzer Tinte schwammen, waren längst nicht mehr weiß und leer. Zusammen mit Jun und Ignatius hatte Gwin ihrer Welt in den letzten Monaten neues Leben eingehaucht. Die Jahrmarktinsel, die Feng in Schutt und Asche gebrannt hatte, strahlte in frischer Farbe. Natürlich mit hochhaus hohen Himbeerwäldern und einem immerbrennenden Hexenfeuer, in dem Ig-

natus fleißig Rückenschwimmen üben konnte! Glücklicherweise zeichnete Gwin die Riesenräder, die rauschenden Achterbahnen und die bunt blinkenden Süßigkeitenbuden nach. Wie lebendig sie aussahen! Das Papier glühte unter ihrer Haut, als wärmte sie ihre Hände an einer Kerze.

Die Karte atmete, sie lebte. (S. 10f)

In ihrem ersten Abenteuer wurde die Ausreißerin Gwendolin Erlstein von dem sprechenden Kater Nerowitz in das Zauberladen-Café Sanktium von Madame Manou geführt, die das Mädchen als Lehrling angenommen hat. Hier übt sich Gwin gerade im Zeichnen einer magischen Karte, die sie mit ihren Freunden, dem Jungen Jun und dem Feuergeist Ignatius begonnen hat.

Einer der Besucher des Sanktium, ein Junge namens Soma, entpuppt sich als Windzauberer, der das Café gehörig durcheinanderwirbelt. Wie alle Gäste gibt er als Bezahlung für Tee und Zauberei ein Haar, das Gwin in das unentbehrliche Schutznetz einflieht.

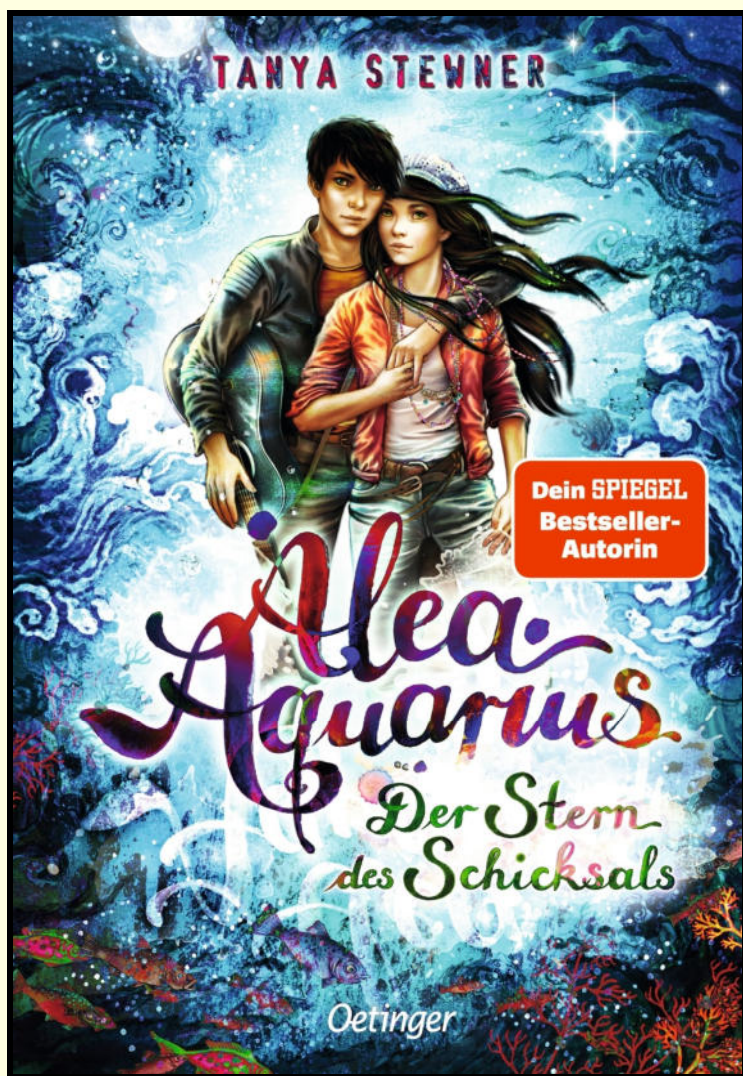
Der Raum begann, sich zu dehnen. Er wuchs, hoch und höher, streckte sich und zog sich Sekunden später schon wieder zusammen wie eine Ziehharmonika. Gwin keuchte, ihre Lungen bettelten verzweifelt nach Luft.

Die Bodenplatten unter ihren Turnschuhen wimmelten wie aufgescheuchte Kellerasseln durcheinander. Sie lösten das Kreismuster auf, krabbelten durchs Zimmer und gefroren wieder zu einem normalen Boden. Der Raum wuchs und schrumpfte ein letztes Mal, dann war alles vorbei. Lachend wischte Gwin sich den Schweiß von der Stirn. Puh, gewöhnen würde sie sich daran wohl nie!
(S. 72)

Mit dem Haar von Soma scheint es eine besondere Bewandtnis zu haben, denn das ganze Café wird lebendig, und in Gwins Zauberkarte taucht eine unbekannte Insel auf. Gwin, Jun und Ignatius müssen fest zusammenhalten, um all die geheimnisvollen Rätsel zu lösen.

Gwin und die Nacht des Komenten ist eine amüsante, phantasievolle und anrührende

Geschichte über ein kleines Mädchen, das sich ganz unglaublich fürs Zaubern begeistert.



Tanya Stewner

Alea Aquarius 10: Der Stern des Schicksals

Oetinger (HC 444 S./€ 18,00)

Hamburg 2025

Illustrationen von Claudia Carls

Genre: Phantastik

Alea schob die Schultern nach vorn, als könnte sie den Ernst der Lage damit auf Abstand halten. Doch die Ereignisse der vergangenen Nacht hatten sie bis ins Mark erschüttert. Doktor Orion hatte das getan, was sie seit Wochen befürchtet hatten und was dennoch derart undenkbar war, dass Alea immer gehofft hatte, es würde nicht dazu kommen: Der Doktor hatte seinen neuen Virus ausgesetzt. Den, der die Magischen auslöschen sollte, so wie sein erster Virus, der sogenannte Wasservirus, einst die Meermenschheit ausradiert hatte. (S. 9f)

Dem unglaublich böartigen Doktor Orion wäre es vor Jahren fast gelungen, mit einem tödlichen Virus die Meermenschen auszurotten. Nur eine kleine Schar, darunter auch Alea Aquarius, konnte überleben,

weil sie sich unerkant auf dem Land aufhielt.

Hier segelt Alea gerade mit ihrem Schiff Crucis und ihrer Mannschaft Alpha Cru über die Meere. Samuel Draco, der Spaßbeauftragte, hat eine Neuigkeit mitzuteilen.

Sammy räusperte sich und begann. „Bandentagebucheintrag Nummer einhundertzweiunddreißig. Nachdem die legendäre Alpha Cru Doktor Orion am Kolosseum von Rom mit ihrem ausgefüllten Plan in die Falle locken und in einen Lieferwagen verfrachten konnte, brachte sie ihn zur Promenade ihres Hafens. Leider kreuzte dort sein Darkonerchef Zeirus auf, der die tapferen Junghelden angriff.“ Sammys Tonfall war der eines erfahrenen Hörbuchsprechers. „Inmitten des sagenhaften Kampfs gegen die unerschrockenen Meerkinder brach Zeirus plötzlich und ohne ersichtlichen Grund ohnmächtig zusammen. Die Cru brachte es fertig, ihn auf ihr Schiff zu schleppen, wo der Darkonergigant seitdem schlafend wie Dornröschen auf der Couch liegt.“ (S. 10f)

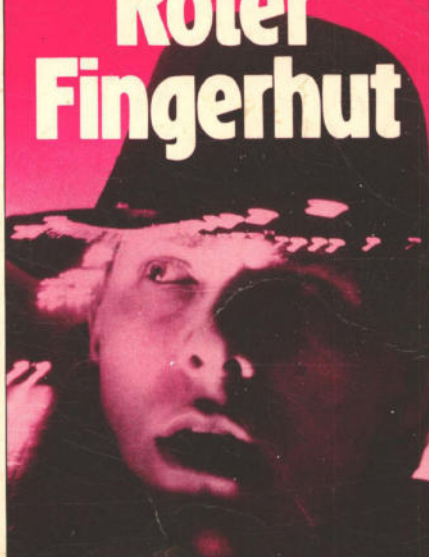
Dieser Doktor Orion hat eine neue Krankheit, den Trojavirus, entwickelt, um den Meermenschen endgültig den Garaus zu machen. Die Nixe Akira ist bereits infiziert und liegt im Koma, während Doktor Orion, den man bereits festgesetzt hatte, fliehen konnte. Allerdings hält die Alpha Cru Doktor Orions wichtigsten Mitarbeiter, den ohnmächtigen Darkoneriganten Zeirus, auf ihrem Schiff gefangen.

Der Stern des Schicksals erzählt eine sowohl phantasiereiche als auch spannende Geschichte um eine Gruppe von Freunden, die eine von Menschenhand fast vernichtete Wasserzivilisation retten möchte.



Goldmann KRIMI

Victor Gunn Roter Fingerhut



Rote Krimi

*Gunn, Victor: Roter Fingergut

**Victor Gunn [Edwy Searles Brooks,
1889–1965]**

*Ironsides Cromwell 26: Roter Fingerhut
(Dead Men's Bells, 1956)*

Goldmann 00 267 (TB 188 S./DM 4,80)

München 1981, 5. Auflage

Aus dem Englischen von Ruth Kempner

Genre: Krimi

„Ich glaube nämlich, daß der Zeitpunkt zu einem sofortigen und drastischen Eingreifen gekommen ist. Es ist höchste Zeit, daß wir dem bösen Fluch, der allzulange einen Schatten auf unser Leben warf, ein Ende machen. Einige in diesem Zimmer – vielleicht alle – haben unter ihm zu leiden gehabt.“

„Verdammter Unsinn!“ schnaufte Sir Christopher.

„Verzeihung, ich verstehe Sie nicht ganz.“ Professor Braun sah Graham verwundert an. „Sie sprachen von ‚leiden‘ ...“

„Sie verstehen mich ausgezeichnet, Braun“, fiel ihm der Polizeidirektor ins

Wort. „Um Gottes willen, benehmen wir uns doch nicht so scheinheilig! Ich meine diesen üblen Schurken, der seit nahezu einem Jahr von uns Geld erpreßt. Gott allein weiß, wieviel Geld dieser Vampir uns schon abgezapft hat, zusammen müssen diese Summen sicherlich ein kleines Vermögen ergeben. Wir, die hier zusammen sind, stellen nur einen Bruchteil der Opfer dar. Dutzende prominenter Bürger von Westonbury mußten zahlen – schwer zahlen –, um das Schweigen dieses unbekanntem Verbrechers zu erkaufen. Meine Herren, ich spreche von anonymen Briefen, die aus Westonbury, einst der Wohnsitz fleißiger, glücklicher Menschen, eine Stätte des Schreckens gemacht haben, in der ein Nachbar den andern verstohlen mit Furcht und Argwohn beobachtet. Allzulange sind wir über all das schweigend hinweggegangen. Niemand hat es gewagt, selbst mit seinen engsten Freunden über dieses Thema zu sprechen. Ich glaube aber, daß nun die Zeit gekommen ist, um frei und offen diese Dinge zu besprechen, und darum

habe ich Sie, meine Herren, in meiner Eigenschaft als Polizeidirektor hier zusammengerufen.“

Der Polizeidirektor von Westonburg, Oberst a. D. Roderick Graham, sechzig Jahre alt, ruft die wichtigsten Honoratioren des Ortes zusammen, als das sind Sir Christopher Lacey, der maßlos arrogante Herr auf Schloss Westonbury; Dr. Howard Small, der nicht übermäßig fähige Arzt; Reginald Paige, der unerträgliche aber dennoch erfolgreiche Schriftsteller; Rudolf Braun, der hoffnungslos zerstreute deutsche Professor und Erfinder; Horace Nettlefold, der vergeistigte Pastor; William Sparrow, der ebenso reiche wie herrschüchtige Fabrikbesitzer; sowie Oberinspektor John Parry, der gutmütige, wenn auch nicht gerade intelligente Polizeibeamte.

Eben holt Graham zum großen Schlag aus, indem er das öffentlich macht, was jeder der Anwesenden unbedingt verbergen möchte, dass sie alle nämlich von einem heimtückischen Erpresser ausgesaugt wurden.

„[...] Wieviel haben Sie, meine Herren, also diesem Erpresser gezahlt? Und in welcher Form haben Sie die Zahlung geleistet? Dieser Schuft hat seine Opfer so eingeschüchtert, daß es uns bisher unmöglich war, einen Anhaltspunkt zu finden.“ Er starrte über den Tisch hinweg auf Parry. „Das stimmt doch, Oberinspektor? Keine Ausflüchte -ich verlange von Ihnen eine klare Antwort.“

Der Polizeibeamte sah aus, als ob ihm höchst unbehaglich zumute wäre. „Gewiß, Sir“, gab er zögernd zu. „Wir wissen zwar von diesen Erpressungen, aber man vertuscht sie allgemein, und die Opfer sind nicht gewillt, uns Informationen zu geben. Das ist es ja gerade, was unsere Arbeit so erschwert. Trotzdem bedaure ich, daß Sie es für notwendig hielten, die Herren hier in so ungewöhnlicher Weise zusammenzurufen -“

„Dafür habe ich meine guten Gründe, Parry“, fiel ihm Oberst Graham ins Wort. Seine Stimme hob sich, als er jetzt aufstand. Aber er schwankte und mußte sich am Tisch festhalten. „Ich habe sogar einen außerordentlich guten

Grund, die Herren hierher in mein Haus zu rufen. Die Person des Erpressers ist mir nämlich jetzt bekannt, und ich beabsichtige, Ihnen noch heute den Namen dieses Verbrechers zu nennen.“

Sieben Augenpaare hefteten sich starr auf den Sprecher. „Die fragliche Person“, fügte der Polizeidirektor mit Nachdruck hinzu, „sitzt gegenwärtig unter uns – hier an diesem Tisch!“
(S. 16)

Die Rede des Oberst erreicht ihren Höhepunkt, als er verkündet, dass der Erpresser einer der Anwesenden ist und dass er hier und jetzt dessen Namen enthüllen will.

Er ergriff mit zitternder Hand sein Glas und stürzte den Whisky hinunter. „Ah – jetzt ist es besser. Ich bedauere, meine Herren, Ihnen ein solch unwürdiges Schauspiel geboten zu haben. – Schon recht, Howard, es geht schon wieder. Ich verstehe gar nicht, was über mich kam.“

Aber plötzlich krümmte sich sein ganzer Körper zusammen, und aus seinem

Mund drang ein furchtbares Stöhnen. Seine Hand griff nach der Tischkante, konnte aber keinen Halt finden, und er stürzte zu Boden. Dort blieb er verkrümmt liegen; er begann sich heftig zu erbrechen. Dr. Small stürzte zu ihm und kniete neben ihm nieder. Schon nach einem Moment des Zögerns stand der Arzt wieder auf.

„Es ist ein sehr schwerer Anfall“, sagte er hastig. „Wir müssen ihn hinauf in sein Zimmer tragen. Er ist schwer krank.“ (S. 18)

Doch der Oberst kommt nicht mehr dazu, den Erpresser zu entlarven, denn er sinkt unter Krämpfen zu Boden und stirbt kurz nachdem man ihn in sein Bett getragen hatte.

Dr. Small befindetet auf Magenkolik und Herzinfarkt, was kein Wunder ist, da der Oberst kurz vor seinem Tod das allgemein als unheilvoll bekannte indische Gericht, das man Curry nennt, zu sich genommen hat.

„Fleisch mit Curry – mein Gott!“ rief Dr. Small.

„Sie mögen wohl Curry nicht, Sir?“ fragte der Oberinspektor.

„Gräßliches Zeug!“ meinte der Arzt. „Jedenfalls vom medizinischen Standpunkt aus. Es ist doch leicht, den Geschmack von verdorbenem Fleisch durch scharfe Gewürze zu verdecken. Dabei kann eine Fleischvergiftung die schwersten Folgen haben.“ Er schnaufte. „Natürlich mußte er gerade heute seine Mahlzeit mit Curry würzen!“ (S. 23)

Der Oberst, der seinen Dienst in Indien geleistet hatte, schätzte Curry über alles, jedoch nur, wenn es seine in den fernöstlichen Kochkünsten bewanderte Ehefrau Mary zubereitet hatte. Doch Dr. Small weiß, dass die scharfen Gewürze nur zu leicht den fauligen Geschmack verdorbenen Fleisches überdecken und so zum Tod des ahnungslosen Essers führen können.

Weil jedoch Sparrow überlaut den Verdacht äußert, der Oberst könnte vergiftet worden sein, wird eine Probe aus dem

Kochtopf analysiert; sie erweist sich aber als harmlos, weshalb auch der Amtsarzt auf eine natürlich Todesursache befindet.

Nur Jacqueline Graham, die attraktive Tochter des Opfers, hält an der Mordtheorie fest und überzeugt nicht nur den Sergeanten Johnny Lister von Scotland Yard, sondern auch dessen Vorgesetzten, den Chefinspektor William Cromwell, dem bisher noch kein Mörder entgangen ist.

Roter Fingerhut ist ein überaus rätselhafter Krimi, weil der Leser nicht einmal weiß, ob wirklich ein Verbrechen vorliegt. Wie hätte denn der mutmaßliche Mörder dem Opfer ein Gift einflößen können, wenn das Curry einwandfrei war? Hat sich der Oberst am Ende selbst das Leben genommen, um nicht länger erpressbar zu sein? Und kannte er womöglich die Identität des Erpressers nicht, sondern behauptete das nur, um Aufruhr zu erzeugen? Und falls es sich doch um ein Verbrechen handelte, musste dann zwangsläufig der Erpresser der Mörder sein oder konnte es nicht ebenso gut ein Erpresster gewesen sein, der die Aufdeckung seines Geheimnisses um jeden Preis verhindern wollte?

Mit sieben geladenen Gästen und einigen weiteren Personen aus deren Umfeld hat Bill Cromwell genug Verdächtige, um sich ziemlich lange mit den Ermittlungen zu beschäftigen. Victor Gunn ist jedenfalls ein ungemein spannender und geheimnisvoller Krimi gelungen, der den Leser vom Anfang bis zum Schluss unterhält.



Carissa Broadbent

War of Lost Hearts 1: Daughter of No Worlds

(Daughter of No Worlds, 2020)

Cove/Carlsen (HC 640 S./€ 24,00)

Hamburg 2025

Aus dem Amerikanischen von Kristina Flemm, Constanze Weise und Heike Holtsch

Genre: Fantasy

„Für mich bekommt ihr einen besseren Preis“, wiederholte sie. Es kostete sie alle Kraft, mit fester Stimme zu sprechen. Sie konzentrierte sich auf das wabbelnde Kinn des fetten Sklavenhändlers. Ein Tentakel ihres Geistes streckte sich nach seinem aus, lauschte auf einen Nachhall seiner Gedanken. Seine Gier lag wie beißender Schweiß in der Luft.

„Wenn du vollständig wärst, vielleicht“, brummte er. Dabei nahm er eine ihrer weißen Strähnen zwischen die Finger, dann hob er ihr Kinn an, drehte ihr Gesicht und betrachtete den brau-

nen Fleck, der sich über ihre rechte Wange zog. „Aber das hier ...“

„Was ist los?“ Ein weiterer Sklavenhändler kam dazu, er knautschte seinen schwarzen Hut in der einen Hand, während er sich mit der anderen den Schweiß von der Stirn wischte. Dieser Mann war dünn, hatte knubblige Gelenke und eingefallene Wangen. Wie lustig die beiden nebeneinander aussahen. Der Dicke und der Dünne. Der Große und der Kleine. Wie Witzfiguren. Nicht wie Monster.

„Sieh dir die hier mal an.“

„Sie ist fragmentiert. Keine echte Valtain. Und sowieso zu jung für eine Hure.“

Der fette Sklavenhändler zuckte mit den Schultern. „Da gehen die Meinungen auseinander.“ (S. 17)

Das kleine Dorf, in dem die dreizehnjährige Tisaanah und ihre Mutter leben, wird von Sklavenhändlern überfallen. Entgegen den Bitten der Tochter wird die Mutter nicht mitgenommen, sondern muss das Schicksal der übrigen Dorfbewohner teilen, die allem

Anschein nach bei lebendigem Leib verbrannt werden.

Tisaanah wird nach Threll verschleppt, wo sie wegen ihrer magischen Fähigkeiten als Unterhaltungskünstlerin so großen Erfolg hat, dass sie sich nach etlichen Jahren von der Sklaverei freikaufen kann. Sie weiß auch schon, wohin sie sich wenden will, sie will nämlich den Mitternachts-Orden aufsuchen, die mächtige Organisation von Magieanwendern, bei der sie ihre Fähigkeiten vervollkommen kann. Zwar kann sie ihren Ausbilder Max anfangs nicht leiden, aber im Lauf der Zeit kommen sich die Beiden doch näher.

Aber auch ein grausamer Krieg droht auszubrechen, den der Orden für seine Pläne nutzen will und in dem Tisaanah aufgrund ihrer besonderen Fähigkeiten eine wichtige Rollen spielen soll.

Daughter of No Worlds entführt den Leser in eine faszinierende Fantasywelt voller Magie, Intrigen und Romantik. Bei Cove, einem Imprint des Carlsen-Verlags, hat man sich besondere Mühe mit der Ausstattung des Buches gegeben, die diejenige des amerikanischen Originals weit übertrifft; sogar

die Innenseite des Schutzumschlags wurde künstlerisch gestaltet – unter Beteiligung von Jacqueline Kropmanns, Miroslava Hřeběňárova, Gunta Lauck und Carissa Broadbernt. Und als besonderen Clou gibt es auf dem Schutzumschlag eine Duftprobe zum Anreiben.



Kerstin Gier

Vergiss mein nicht 1: Was man bei Licht nicht sehen kann (2021)

Fischer 70 618 (TB 494 S./€ 13,00)

Frankfurt am Main 2026

Genre: Phantastik

„Erst die Party crashen und jetzt auch noch Alkohol.“ Ich schüttelte bekümmert den Kopf. „Da machst du den lieben Gott aber heute sehr traurig, Luise.“

„Ich bin Matilda, du blödes, arrogantes ...“ Sie presste ihre Lippen aufeinander. Der Barkeeper hatte mit dem Mixen der Drinks begonnen, ich hatte allerdings den Eindruck, er höre uns interessiert zu, während er Limettenstücke und Eiswürfel in Gläser füllte. (S. 8f)

Quinn von Arensburg, siebzehn Jahre alt, ein ganz klein wenig arrogant, tut sein Bestes, um bei Lasses Geburtstagsparty die gleichaltrige Matilda Martin auf die Palme zu bringen, denn selbstverständlich verwechselt er sie nicht wirklich mit ihrer Schwester Luise.

Eine gewisse Kim mit blauen Haaren warnt Quinn, er dürfe sich auf keinen Fall erwischen lassen, was Quinn sehr merkwürdig vorkommt – bis er auf dem Heimweg von einem Riesenwolf bedroht wird.

Zeit, tief durchzuatmen. Was immer hier gerade passiert war, es war total verrückt und unwirklich, wie eine Szene in einem Traum oder einem Film. Nur im Film sagten Leute Sätze wie „Ich brauche sie lebend!“ und „Sie dürfen dich nicht erwischen!“. Und nur im Film gab es Geräusche wie dieses Flügelrauschen, das nun unvermittelt über mir auftauchte, begleitet von einem schrillen, hohen Schrei, der weder von einem Menschen noch von einem Tier zu stammen schien und wie eine Mischung aus Kreischen und Fauchen klang. So viel zum Thema abgehängt. (S. 26)

Um dem Riesenwolf zu entkommen, springt Quinn auf die Straße – und wird von einem Auto erfasst.

Matilda ist erstaunlicherweise recht besorgt um diesen unsympathischen Nach-

barsjungen, was in ihrem Gespräche mit ihrer Schwester Julie zum Ausdruck kommt.

„Trauer um Quinn? Heißt das ... ?“
Ich konnte den Satz nicht zu Ende sprechen.

„Nein, heißt es nicht“, sagte Julie energisch. „Es heißt nur, dass Luise und Leopold schlimm sind. Und solche Streber. Sie haben Lehrer zu der Gruppe eingeladen!“

„Vielleicht wissen sie ja mehr“, erwiderte ich unsicher. Oh Gott, vielleicht hatten sie mit Quinns Eltern gesprochen ... „Ist Quinn tot?“, schrieb ich mit zitternden Fingern an Luise.

„Höchstwahrscheinlich“, schrieb sie sofort zurück. „Man hat sehr viel Gehirnmasse und ein Ohr am Unfallort gefunden.“

Ich atmete erleichtert auf. Luise war also genauso ahnungslos wie wir alle und orientierte sich auch nur an den Gerüchten. Und das mit dem Ohr glaubte ich nicht eine Sekunde lang.

„Das ist so lustig, eine Trauergruppe für jemanden zu gründen, der über-

haupt nicht tot ist“, sagte ich, nachdem ich ihr ein Kotzsmiley geschickt hatte.

„Ja, genauso gut könnte man eine Hochzeitsfeier für jemanden organisieren, der Single ist“, erwiderte Julie.

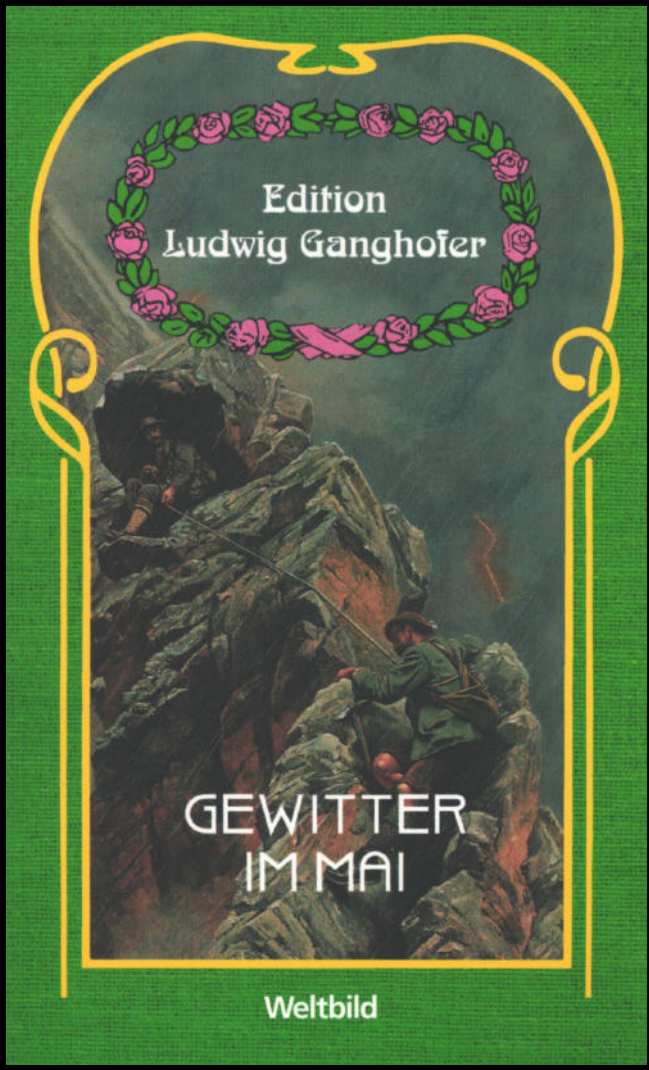
Mir entschlüpfte ein kleines hysterisches Kichern, und ich schlug mir erschrocken auf den Mund. Was stimmte denn mit mir nicht? „Und wenn er wirklich tot ist?“

Julie schüttelte ihren Kopf „Die drehen doch alle völlig frei. Niemand weiß irgendwas. Oder glaubst du etwa, dass Lilly Goldhammers Vater der Fahrer des Unfallwagens war und Quinn ermorden wollte? Iss einen Keks! Quinn lebt noch.“ Sie schaute auf ihr Display. „Siehst du! Gerade bekommt er nämlich eine Niere gespendet, von der Frau, die ihn angefahren hat. Oh Mann!“ (S. 37)

Quinn lebt und wird wieder gesund werden, hat aber ganz andere Sorgen, denn entweder hat er den Verstand verloren oder hier tun sich Dinge, die es eigentlich nicht geben dürfte. Wen kann man da um Rat fra-

gen, ohne sich unmöglich zu machen? Da bleibt eigentlich nur noch Matilda.

Was man bei Licht nicht sehen kann ist der Beginn einer neuen, amüsanten Phantastik-Trilogie von der allseits beliebten Jugendbuch-Autorin Kerstin Gier.



*Ganghofer, Ludwig: Gewitter im Mai

**Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert
Ganghofer, 1855–1920]**

Gewitter im Mai (1904)

Weltbild (HC 172 S./€ xx)

Augsburg 2006

Genre: Drama

Stolz und Freude glänzten ihr aus den Augen, und eine Zärtlichkeit wie mildes Feuer war in ihren Worten, als sie sagte: „Gelt, Bubele, daheim ist’s halt am schönsten?“

Er nahm ihre Hände und sah mit glücklichem Lächeln zu ihr hinauf. „Ja, Mutting!“ Doch er merkte gleich, daß sie das fremde Wort nicht gerne gehört hatte – und drückte ihre Hände an seine Wange. „Mutterl, mein gutes!“ Und nach einer Weile sagte er: „Weißt, meine Kameraden an Bord, wenn die von daheim so spraken hewwen ... bei denen heißt es halt: Mutting. Dat is mi so im Ohr blewen. Und tausendmal hab’ ich es gesagt... sooft ich heim hab’ denken müssen.“

Da strich sie ihm wieder mit der Hand
übers Haar, zärtlich und langsam. „Sag
halt, wie du magst! Ist der rechte Klang
drin, schau, so ist jedes Wörtl gut.“
(S. 15f)

Leopold, genannt Förstner-Poldi, ist das
einzige Kind des Förster-Ehepaares Hohen-
leitner in einem kleinen bairischen Alpen-
dorf. Hier kommt er gerade anno 1902 nach
sieben Jahren Dienst in der Kaiserlichen
Kriegsmarine zurück in die Heimat und hat
zur Verblüffung der Mutter die angestamm-
te bairische Sprache völlig verlernt, so dass
er nur noch Platt spricht, beziehungsweise
mit etwas Anstrengung ein wenig Hoch-
deutsch.

Neben den Eltern liegt ihm der Freund
seiner Kindheit am Herzen, Domini Nagel-
schmied, genannt der Lichtschmied, weil er
ein kleines Wasserkraftwerk installiert und
das Dorf mit elektrischem Strom versorgt
hat.

Ein weißes Kopftuch war offen um die
Zöpfe gelegt, und unter dem Dächlein
des Tuches lugte aus goldigem Schatten

ein schmales, sanftes Gesichtchen hervor, mit rosigen Farben, mit spielenden Grübchen in den Wangen, ein freudig verlegenes Lächeln um den roten Mund und erregten Glanz in den nußbraunen Augen, über denen sich ein widerspenstiges Ringelchen des dunklen Haars in die weiße Stirn lockte. Sie zögerte ein wenig und machte kleinere Schritte, als möchte sie angesprochen werden – doch Poldi stand nur und schaute – und da wurde sie noch verlegener, grüßte ganz leise und ging vorüber.

Er sah ihr nach. „Herr Gott, wat en smuckes Mäten!“ Das war ihm so auf die Lippen gekommen, er wußte nicht, wie!

Wer war das Mädel?

Er meinte sie zu kennen ... (S. 24)

Ein junges Mädchen fällt ihm auf das, das ihm irgendwie bekannt vorkommt.

Bei ihrem Anblick fiel dem Poldi auch gleich das kleine Dorle wieder ein, das er vor acht Jahren beim Fährfloß aus dem See gezogen. Da hatte er mit ande-

ren Buben auf dem Floß geangelt, und Kinder waren dabei gestanden, auch das elfjährige Dorle – und bei dem heftigen Ruck, mit dem die Fähre an das Floß gestoßen, hatte das Kind einen Purzelbaum ins Wasser gemacht. Die anderen Kinder waren im ersten Schreck mit Geschrei davongelaufen – und bis der Schiffsknecht mit seiner Stange gekommen wäre, hätte das Dorle ertrinken können, wenn nicht Poldi dem Kind gleich nachgesprungen wäre. (S. 41)

Erst später wird ihm klar, dass es sich bei der jungen Frau um Dorle handelt, die einzige Tochter der Witwe Weberin, die er als Kind einmal vor dem Ertrinken gerettet hat. Er besucht die Beiden in ihrem kleinen Haus.

Zögernd, in ihrer scheuen Freude, sah Dorle an dem jungen Seemann hinauf und lispelte: „Vergelt’s Gott halt!“ Wie glücklich sie war, wie sie sich ihres geretteten Lebens freute, ihrer blühenden Jugend und dieser Stunde – das alles

sagte sie ihm mit diesem kleinen Wort. Die Spieluhr schwieg, in dem alten Gehäuse tat's einen leisen Knax, als wäre eine Feder eingeschnappt. Die Vögel wurden still, und nur ein Schwarzblättchen zwitscherte noch schüchtern, während man aus den anderen Käfigen ein hurtiges Klipp und Klapp vernahm, wenn die stumm gewordenen Sänger von einem Stäbchen zum anderen hüpfen. (S. 46)

Wie es scheint, hat sich Poldi Hals über Kopf in Dorle verliebt, und auch Dorle macht den Eindruck, als ob sie für Poldi etwas übrig hätte.

„Ja ja, wirst schon bei einer so ein kleines Herzipferl lassen haben ... bei so einer amerikanischen Millanärin ... oder bei so einer englischen Miß Weryfein Buckskin?“

„Nee, Mutter Wewerin! Mir hat noch nie ein Mädél gefallen“, sagte Poldi mit Lachen. Dann sah er das Dorle an. „Noch nie?“ Seine Augen leuchteten. „Nee, Dorle, dat kann ick hüt nümmer

seggen.“ Immer, wenn etwas tief aus ihm herauskam, fiel er wider Willen in die Sprache, an die er gewöhnt war seit sieben Jahren.

Dorle hatte seine Worte nur halb verstanden. Doch ganz verstand sie seinen Blick, und da schoß ihr das Blut mit heißer Welle ins Gesicht. (S. 52)

Nun wird es Zeit, auch Domini einen Besuch abzustatten und ihm von seinem Glück zu berichten.

Und in seiner lachenden Freude schlang er den Arm um Dominis Hals und flüsterte ihm ins Ohr, als wär's ein Geheimnis, das sonst keiner hören dürfte als nur der Domini, sein ‚Halbbruder‘ und liebster Kamerad: „Dat Mäten is gaud för mi! Dat wir so ne lütte, nette Fru! Ick nehm sei mit, un wir gähn tau-sammen.“ Und lachend eilte er zwischen den Hecken hinunter, dem Vater nach.

Mit verstörtem Blick – wie einer, der dunkel ein Unglück kommen sieht und nicht recht begreifen will – stand Do-

mini neben der Hecke und starrte dem jungen Seemann nach.

„Poldi... Jesus Maria ...“ (S. 57)

Poldi bekommt nicht mit, wie entsetzt Domini darüber ist, dass sein Freund um Dorle werben will, denn er selbst ist mit ihr schon längere Zeit heimlich verlobt.

Da gibt es nur eines: Domini muss sofort zum Pfarrer und ihn darum zu bitten, ihn mit der Dorle in drei Wochen zu verheiraten.

Vor Verblüffung geriet die Weberin ganz aus dem Häuschen. „Mar und Josef!“ Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Bub? Bist du narrisch worden von gestern auf heute? Was fällt dir denn ein? Na, Bub, na! Heiraten, wie sich der Spatz die Spätzin ins Nestl pfeift... na, na, Bub! So pressieren tut's nicht! Ich dank schön! Das könnt ein' netten Tratsch abgeben in der ganzen Gegend!“

Domini erhob sich, und der Zorn blitzte in seinen Augen. „Mutter!... Mich kennt man im Ort! 's Dorle und ich, da

traut sich der Schlechtest kein Wörtl reden!“

„No ja, no ja ...“ Verlegen und eingeschüchtert guckte die Weberin auf die Seite – man merkte ihr an, daß sie nach einer Ausrede suchte. „Das geht nicht, schau ... jetzt haben wir erst an Lichtmeß angefangen mit der Nahterei ...“

„Ich nimm’s Dorle, wie’s geht und steht. Ich hab das Mädle so viel gern, Mutter ... und z’erst will mein Herz sein Sach haben, fest und sicher... was in die Kästen gehört, das laßt sich allweil noch einhausen.“

„Na, Bub, na! Alles, was recht ist! Aber...“

Er ging auf die Weberin zu und faßte sie am Arm – das war ein harter Griff – wie ein Schmied das Eisen faßt.

„Sakra! Bub! Was machst denn? Laß aus!“

„Mutter!“ Seine Stimme klang wie zerdrückt. „Ich könnt ohne ‘s Dorle nimmer schnaufen! Tu mir den Gefallen, ... sag ja! Mir hängt Leben und Seel dran!“ (S. 63f)

Die Weberin hält diesen Plan für fatal, denn das ganze Dorf würde meinen, Dorle wäre in anderen Umständen und müsste daher übereilt heiraten. Aber Domini setzt sich bei ihr durch, und selbst Dorle ist einverstanden, wenn auch bangen Herzens, doch sie hat keine andere Wahl, ist sie doch Domini schon lange heimlich versprochen.

Als der Pfarrer die Hochzeit von der Kanzel ankündigt, konfrontiert Poldi seinen gewesenen Freund.

Poldi sah, wie sich Dominis Hände zu Fäusten schlossen. Er lachte, schob die Daumen in die Hosentaschen und ging auf ihn zu. „Mach Faust, wie du magst! Ich furcht mich nicht. Ne, min Jung! Ick heww schon anner Ding in die Welt tau seihn kregen as en Smidd, wat Nägel kloppen möt... und de hewwen mi ok nich grugeln maken.“

„Ja, ja, schon gut!“ Der Lichtschmied wandte sich ruhig ab. „Wo einer den andern nicht versteht, da ist kein Reden nimmer!“ Er wollte gehen.

Diese abweisende Ruhe weckte in Poldi den Jähzorn. Er sprang dem Schmied

in den Weg und sah ihn mit funkelnden Augen an. „Wart, du! Ick will di noch ein Wörtl sagen, und eines, das du verstehst!“

„Was denn für eins?“

„Daß du dein Glück noch allweil nicht in der kalten Stub hast!“ schrie ihm Poldi wie von Sinnen ins Gesicht.

Dem Schmied ging ein Zucken über die Stirn. Doch ruhig sagte er: „Hast recht, ja, drei Wochen muß ich noch warten!“ Und mit dem Arm schob er den andern aus seinem Weg. (S. 86f)

Poldi erklärt Domini, dass er Dorle nicht aufgeben will, was zur offenen Feindschaft zwischen den Beiden führt. Domini hasst Poldi, weil er spürt, was Dorle für ihn empfindet, und Poldi ist verbittert, weil ihm niemand von der Verlobung erzählt hat, denn er hat sich so unsterblich in Dorle verliebt, dass er niemals von ihr lassen kann.

Als ein Besuch der Försters bei den Nagelschmieds ansteht, schickt Domini das Dorle trotz drohenden Unwetters zum Kräuterpflücken, damit sie Poldi ja nicht begegnet.

Doch gerade deshalb treffen sich die Beiden, denn Poldi hat es angesichts seiner Seelenqualen im Haus nicht ausgehalten. Bei Sturm und Hagel erklären sie sich ihre Liebe.

Es wurde finster im Wald, und wirbelnd flogen die jungen Blätter und die dürren Reiser umher, die der Sturm von den rauschenden Bäumen brach.

„Dorle! Mein Dorle!“ Er weinte vor Glück. Und wollte sich lustig machen über sich selbst. „Schau nur, Dorle, mi wird tau Sinn, als war ick en Kind!“ Zögernd ließ er sie aus seinen Armen und nahm ihre beiden Hände. „Komm, Dorle, komm doch, schau ... komm, sett di tau mi in dat Gras!“ Er zog sie zu sich nieder, an seine Seite, lag auf den Knien vor ihr, hielt ihr glühendes Gesichtchen zwischen den Händen und sah ihr in die leuchtenden Augen. „Dorle ... dat mötst du mi seggen ... sag mir, Dorle, ... sag mir’s, ob du mir gut bist!“

Noch ehe sie reden konnte, sprach schon ihr glänzender Blick, ihr frohes

Lächeln. „Ich hab dich lieb ... schau, so lieb hab ich dich...“

Er lachte in seiner Freude. Und schrie: „Nu heww ick wunnen! Hurra, nu heww ick wunnen!“ Und riß sie wieder in seine Arme und trank ihre Küsse – trank sie mit dem unersättlichen Durst, den die Sehnsucht all dieser schlummerlosen Nächte in ihm entzündet hatte.

Da wurden die Lüfte dunkel, und mit Klatschen und Geprassel fiel es über die rauschenden Buchenkronen.

„Dorle! Herr Jeking!“

Lustig erschrocken sprang er auf, hob sie von der Erde und zog sie mit sich fort. „Dat Wetter kommt! Nu aber flink, Dorle, flink!“ Er raffte im Lauf seine Mütze vom Boden. „Da droben weiß ick en lüttes Hus, da wulln wi unnerstahn!“
(S. 138)

Die Beiden suchen Unterschlupf in einer Berghütte.

Als das Unwetter vorbei ist, gesteht Dorli dem Domini ihre Liebe zu Poldi. Poldi muss zwar wieder in den Dienst, will aber

in wenigen Wochen wieder zurückkommen und für immer bleiben.

Jetzt warf die Laterne ihren trüben Schein nach oben, am Domini hinauf. Und Dorle sah sein entstelltes Gesicht.

„Der!... Der soll mir's büßen!“ keuchte er und tat mit der Zange einen Streich. „Vom Wagen schlag ich ihn noch herunter... vom Wagen! Der soll mir nicht lebig zum Ort hinaus!“ Die Zange wieder hebend, machte er einen taumelnden Schritt und trat in seiner Blindheit auf die Laterne.

Das Glas zersplitterte, das Licht erlosch.

„Jesus!“ schrie das Dorle. Und in der Herzensangst um den Menschen, den sie liebte, stürzte sie auf den Lichtschmied zu, riß ihm die Zange aus der Hand, stieß ihn mit der Faust zurück – und wollte ihm zuvorkommen. Ihre Röcke flatterten – so rannte sie – an dem liegenden Baum vorüber, den der Sturm gebrochen hatte.

„Dorle! Mar und Josef! Dorle! Dorle!“ kreischte Domini, als hätte er plötzlich die Stimme eines Weibes bekommen.

Ein klirrender Laut im Gras – und dem Dorle ringelte sich etwas um die Füße wie ein eisernes Schlänglein. Sie straukelte und stürzte zu Boden. Zwei bläuliche Funken blitzten, als möchten in der Nacht zwei große, schöne Leuchtkäfer aus den Gräsern fliegen.

Das Dorle seufzte. Und stand nicht wieder auf. (S. 166f)

Domini droht, Poldi noch auf dem Reisewagen totzuschlagen. Dorle reißt ihm die Zange, die offenbar als Mordwerkzeug dienen soll, aus der Hand und rennt davon – direkt hinein in vom Sturm heruntergerissenen elektrische Leitungen. Sie erleidet einen Schlag und stirbt bald darauf, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Da fuhr ein Fröhlicher davon, die Freude im Blut und hoffendes Glück im Herzen.

Wie schön das war, in solcher Nacht zu reisen! Mit dem leichten Gepäck der

lachenden Träume, die was Liebes in die Lüfte bauten – kein goldenes Schloß, nur ein kleines, rotes Häuschen mit grünen Läden und hinter blanken Scheiben ein süßes, rosiges Gesichtlein! (S. 169)

Poldi aber fährt an die Küste, glücklich in der sicheren Gewissheit, bei seiner Rückkehr das Dorle heimführen zu können.

Gewitter im Mai erzählt, wie so viele Romane von Ludwig Ganghofer, von der wundervollen Idylle des bairischen Hochlandes und vom Glück und vom Herzschmerz der Liebe. Dieses Mal scheint es der Autor aber doch zu übertreiben, denn außer langen Beschreibungen von äußerer Schönheit und innerem Leid hat die Novelle wenig Substanz. Dass sie trotzdem nicht nur lesenwert ist, sondern sogar fasziniert, liegt nur an der außerordentlichen Erzählkunst des Autors.

Man mag sich wundern, dass ein Baier, der sieben Jahre in der Marine dient, nur noch Platt sprechen kann, aber Stefan Murr berichtet in seinem Vorwort, dass Ludwig Ganghofer einen Bruder namens Emil hatte,

der zuerst in der Handelsmarine und dann in der Kriegsmarine diente; möglicherweise hatte Ganghofer mit seinem Bruder das erlebt, was er an seiner Figur Poldi schildert.



Ernest Cline

Player 2: Ready Player Two

(Ready Player Two, 2020)

TOR (PB 464 S./€ 19,00)

Frankfurt am Main 2025, 4. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Sara
Riffel, Alexandra Jordan und Alexander
Weber

Genre: Science Fiction

Nachdem ich Hallidays Wettbewerb gewonnen hatte, blieb ich ganze neun Tage lang offline – ein persönlicher Rekord.

Als ich mich schließlich wieder in meinen OASIS-Account einloggte, saß ich in meinem neuen Eckbüro im obersten Stockwerk des GSS-Wolkenkratzers im Zentrum von Columbus, Ohio, bereit, meinen Job als Miteigentümer der Firma anzutreten. Die anderen drei waren noch quer über den Globus verteilt: Shoto war in seine Heimat Japan zurückgekehrt, um dort die Zweigstelle von GSS in Hokkaido zu übernehmen. Aech befand sich auf einem längeren Urlaub im Senegal – das Land ihrer Vor-

fahren, das sie schon ihr ganzes Leben lang hatte besuchen wollen. Und Samantha war nach Vancouver geflogen, um ihre Sachen zu packen und sich von ihrer Großmutter Evelyn zu verabschieden. Sie würde erst in etwa vier Tagen hier in Columbus eintreffen, was mir wie eine Ewigkeit vorkam. Um mich abzulenken, loggte ich mich wieder in die OASIS ein und probierte ein paar der Superuserfähigkeiten aus, die mein Avatar jetzt besaß. (S. 7)

James Halliday, Besitzer des Unternehmens GSS, hatte einen Computerspielwettbewerb ausgeschrieben, der dem Sieger versprach, die Firma übernehmen zu können. Mit Hilfe einer OASIS-Immersionsanlage ist es dem Avatar von Wade Watts gelungen, das Rätsel zu lösen, das sogenannte Easter Egg zu finden und damit GSS zu übernehmen.

Als er sich wieder in OASIS einloggt, bekommt er den Hinweis, sich im GSS-Gebäude im dreizehnten Stockwerk einzufinden und dort den Tresorraum 42-8675309 aufzusuchen.

Innen ruhte, auf blauen Samt gebettet, eine Art Headset.

Ich nahm es heraus und drehte es in den Händen. Das Gerät besaß in der Mitte einen segmentierten Dorn, der von der Stirn des Trägers bis zum Nacken reichte und an dem auf beiden Seiten jeweils fünf C-förmige Metallstreifen befestigt waren. Jeder dieser Streifen bestand aus mehreren ineinander schiebbaren Segmenten, an deren Unterseite sich kreisrunde Sensoren befanden. Dadurch ließen sich die Sensoren an verschiedene Kopfformen und -größen anpassen. Am unteren Ende des Headsets war ein langes Glasfaserkabel angebracht, das in einen gewöhnlichen OASIS -Konsolenstecker überging. (S. 10)

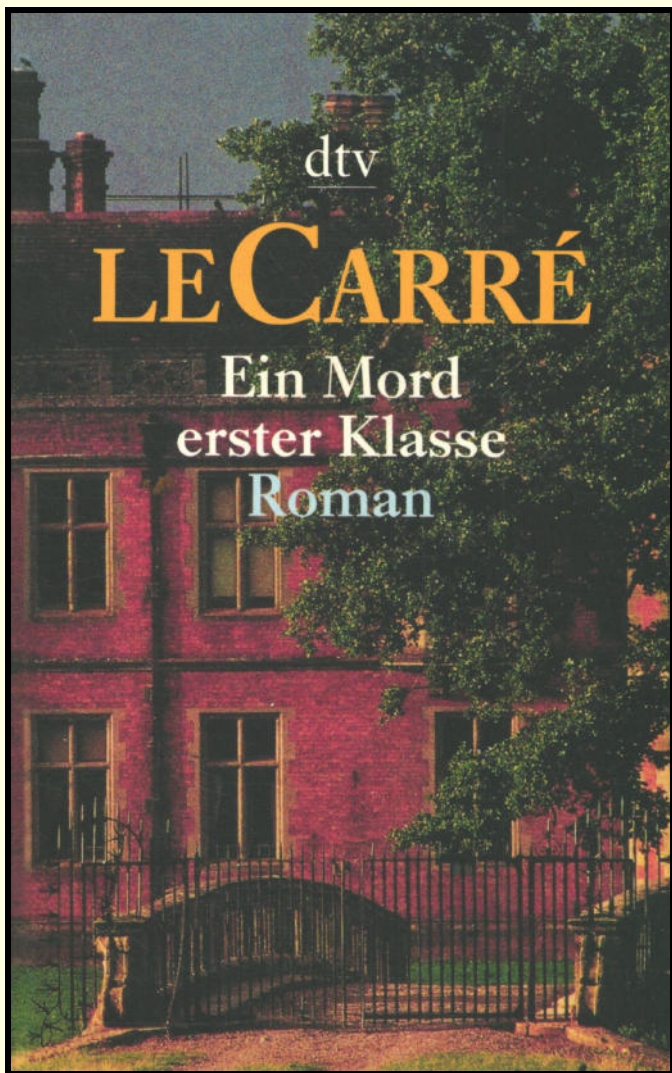
Gesagt, getan – Wade findet dort ein radikal neuartiges Mensch-Computer-Interface vor, das die Elektronik nichtinvasiv direkt mit dem Hirn verbindet und auf diese Weise ein völliges Eintauchen in die virtuelle Realität ermöglicht.

Wade benutzt das Gerät und begegnet dem Avatar von Halliday.

„Das Gerät, das du jetzt in Händen hältst, ist ein OASIS-Neuralinterface oder ONI.“ Er sprach es O-En-Ei aus. „Es ist das erste voll funktionsfähige nicht-invasive Hirn-Computer-Interface der Welt. Damit können OASIS-User die virtuelle Umgebung ihrer Avatare sehen, hören, riechen, schmecken und spüren, mit Hilfe von Signalen, die direkt in die Großhirnrinde gesendet werden. Die Sensoren des Headsets überwachen und analysieren außerdem die Hirnaktivität der Träger, so dass sie ihren OASIS-Avatar genauso lenken können wie ihren realen Körper – einfach durch die Kraft ihrer Gedanken.“ (S. 11)

Und natürlich gibt es für Wade und seine Freunde eine neue Queste, die ihn die erstaunlichsten Welten führt, die man sich nur vorstellen kann.

Ready Player Two ist der zweite Band in der abenteuerlichen *Player-Serie*. Die erste Folge ist bereits 2011 erschienen und wurde 2018 von keinem Geringeren als Steven Spielberg persönlich unter dem Romantitel *Ready Player One* verfilmt.



dtv

LE CARRÉ

Ein Mord
erster Klasse
Roman

***le Carré, John: Ein Mord erster Klasse**

**John le Carré [David John Moore
Cornwell, 1931–2020]**

***George Smiley 2: Ein Mord erster Klasse
(A Murder of Quality, 1962)***

dtv 20 084 (TB 186 S./DM 14,90)

München 1997, 2. Auflage

Aus dem Englischen von Hans Börow

Genre: Krimi

Die Bedeutung von Carne School führt man allgemein auf Eduard VI. zurück, und dessen pädagogischer Eifer wird von der Geschichtsschreibung eigentlich dem Herzog von Somerset zugeschrieben. Aber Carne zieht das Ansehen des Monarchen der fragwürdigen Politik seines Beraters vor und gewinnt Kraft aus der Überzeugung, daß große Schulen, wie Tudor-Könige, im Himmel geweiht wurden.

Seine Größe ist tatsächlich fast so etwas wie ein Wunder. Von obskuren Mönchen gegründet, von einem kränklichen Kinder-König dotiert, von einem viktorianischen Tyrannen der Verges-

senheit entrissen, hatte Carne seinen Kragen zurechtgerückt, seine bäuerlichen Hände und Gesichtszüge geschrubbt, und sich den Höfen des zwanzigsten Jahrhunderts im vollen Glanz präsentiert. Und im Handumdrehen wurde der Bauerntölpel aus Dorset der Liebling Londons: Dick Whittington war arriviert. Carne besaß Urkunden in lateinischer Sprache, Siegel in Wachs und Pfründe hinter der Abtei. Carne hatte Landbesitz, Kreuzgänge und den Holzwurm, einen Auspeitschblock und eine Zeile im *Domesday Book* – was brauchte es also mehr, die Söhne der Reichen zu unterrichten? (S. 7)

The greatness of Carne School has been ascribed by common consent to Edward VI, whose educational zeal is ascribed by history to the Duke of Somerset. But Carne prefers the respectability of the monarch to the questionable politics of his adviser, drawing strength from the conviction that Great Schools, like Tudor Kings, were ordained in Heaven.

And indeed its greatness is little short of miraculous. Founded by obscure monks, endowed by a sickly boy king, and dragged from oblivion by a Victorian bully, Carne had straightened its collar, scrubbed its rustic hands and face and presented itself shining to the courts of the twentieth century. And in the twinkling of an eye, the Dorset bumpkin was London's darling: Dick Whittington had arrived. Carne had parchments in Latin, seals in wax, and Lammas Land behind the Abbey. Carne had property, cloisters and woodworm, a whipping block and a line in the Domesday Book – then what more did it need to instruct the sons of the rich?

Wir schreiben das Jahr 1961 und befinden uns daher in einer Zeit, in der in England der Stand noch etwas gilt. Selbstverständlich schickt die Upper Class ihre Söhne nicht auf irgendeine staatliche Schule, sondern auf eines der exklusiven Internate wie etwa die im fünfzehnten Jahrhundert von König Eduard IV. gegründete, auf eine Abtei zurückgehende anglikanische Carne School

in Dorset. Hier ist man unter sich, denn die Lehrer sind wie die Väter selbstverständlich ebenfalls frühere Absolventen dieser Einrichtung.

Dass Stanley Rode, ein Angehöriger des unteren Standes und von einer staatlichen Schule kommend, hier als Hilfslehrer arbeiten darf, kann nur dem großen Personal-mangel geschuldet sein. Neben etlichen würdigeren Lehrern lernen wir auch Terence Fielding kennen, den rangältesten der hochgebildeten Leiter eines der verschiedenen Internatshäuser, der alsbald in Pension gehen wird und daher, wie es der Brauch ist, noch eine Reihe von Einladungen für Schüler oder hier für Kollegen gibt.

„Wenn ich auf meine dreißig Jahre in Carne zurückblicke, so wird mir bewußt, daß ich noch weniger erreicht habe als ein Straßenkehrer.“ Sie beobachteten ihn jetzt. „Ich pflegte einen Straßenkehrer als eine im Vergleich zu mir inferiore Person zu betrachten. Nun bezweifle ich das. Etwas ist schmutzig, er macht es sauber, und der Zustand der Welt ist verbessert. Aber ich – was habe

ich getan? Ich habe die Stellung einer herrschenden Klasse verteidigt, die sich weder durch Begabung noch Kultur oder Geist auszeichnet; habe für eine weitere Generation die Konventionen eines toten Zeitalters lebendig erhalten.“ (S. 13)

‘When I look back on my thirty years at Carne, I realise I have achieved rather less than a road sweeper.’ They were watching him now – ‘I used to regard a road sweeper as a person inferior to myself. Now, I rather doubt it. Something is dirty, he makes it clean, and the state of the world is advanced. But I – what have I done? Entrenched a ruling class which is distinguished by neither talent, culture, nor wit; kept alive for one more generation the distinctions of a dead age.’

Dass sich Fielding abschätzig über seinen Stand und seinen Beruf äußert, das ist ein Privileg seines Ranges. Ob er dies in vollem Ernst sagt, ist schwer zu beurteilen, denn ein Angehöriger der Upper Class muss ja

wohl oder übel etwas Geistreiches von sich geben, ob er nun etwas zu sagen hat oder nicht. Sein Kollege Charles Hecht erregt sich jedoch ganz gegen alle Gepflogenheit über die Worte Fiedlings.

„Letztes Semester oder nicht, du übertriebst, Fielding“, sagte Hecht zornig.

„Das ist in Carne Tradition. Diese Erfolge, wie du sie nennst, sind die Fehlschläge, sind die seltenen Jungen, die die Lehren von Carne nicht aufgenommen haben. Sie haben den Kult der Mittelmäßigkeit ignoriert. Wir können nichts für sie tun. Aber für die übrigen – die verwirrten kleinen Kleriker und die blinden kleinen Soldaten –, für die ist die Wahrheit von Carne an die Wand geschrieben, und sie hassen uns.“

Hecht lachte etwas schwerfällig.

„Warum kommen dann so viele zurück, wenn sie uns so sehr hassen? Warum erinnern sie sich an uns und kommen uns besuchen?“

„Weil wir, mein lieber Charles, die Schrift an der Wand sind! Die einzige Lehre von Carne, die sie nie vergessen.“

Sie kommen zurück, um uns zu lesen, siehst du das nicht? Von uns haben sie das Geheimnis des Lebens erlernt: daß wir alt werden, ohne weise zu werden. Sie haben erkannt, daß sich nichts ereignete, als wir erwachsen wurden: kein blendendes Licht auf der Straße nach Damaskus, kein plötzliches Gefühl der Reife!“ Fielding legte den Kopf zurück und blickte zum derben viktorianischen Fries an der Decke hinauf, und zum Schmutzring um die Lampenrosette. „Wir sind nur ein bißchen älter geworden. Wir haben dieselben Witze gemacht, dieselben Gedanken gedacht, dieselben Dinge gewollt. Jahraus, jahrein, Hecht, waren wir dieselben, nicht weiser, nicht besser; wir haben in den letzten fünfzig Jahren unseres Lebens alle zusammen nicht einen selbständigen Gedanken gehabt. Sie fanden heraus, was für ein Schwindel das alles war, Carne und wir: unsere akademische Kleidung, unsere Klassenzimmerscherze, unsere schlaunen kleinen Angebote, sie zu beraten. Und deswegen kommen sie Jahr für Jahr zurück aus ih-

rem komplizierten, sterilen Leben, um dich und mich, Hecht, fasziniert zu betrachten; wie Kinder, die an einem Grab nach dem Geheimnis von Leben und Tod suchen. O ja, *das* haben sie von uns gelernt.“ (S. 14f)

‘Last Half or not, you’re talking through your hat, Fielding,’ said Hecht, angrily.

‘That is traditional at Carne. These successes, as you call them, are the failures, the rare boys who have not learnt the lessons of Carne. They have ignored the cult of mediocrity. We can do nothing for them. But for the rest, for the puzzled little clerics and the blind little soldiers, for them the truth of Carne is written on the wall, and they hate us.’

Hecht laughed rather heavily.

‘Why do so many come back, then, if they hate us so much? Why do they remember us and come and see us?’

‘Because we, dear Charles, are the writing on the wall! The one lesson of Carne they never forget. They come back to read us, don’t you see? It was from us

they learnt the secret of life: that we grow old without growing wise. They realised that nothing happened when we grew up: no blinding light on the road to Damascus, no sudden feeling of maturity.' Fielding put his head back and gazed at the clumsy Victorian moulding on the ceiling, and the halo of dirt round the light rose.

'We just got a little older. We made the same jokes, thought the same thoughts, wanted the same things. Year in, year out, Hecht, we were the same people, not wiser, not better; we haven't had an original thought between us for the last fifty years of our lives. They saw what a trick it all was, Carne and us: our academic dress, our school-room jokes, our wise little offerings of guidance. And that's why they come back year after year of their puzzled, barren lives to gaze fascinated at you and me, Hecht, like children at a grave, searching for the secret of life and death. Oh, yes, they have learned *that* from us.'

Alt werden ohne weise zu werden, das ist das Geheimnis der Upper Class – meint jedenfalls Fielding.

Und nun kommt der ganz und gar gewöhnliche George Smiley, klein, dicklich und schüchtern, ins Spiel. Er war nämlich während des Krieges bei der Spionageabwehr tätig und arbeitete dort mit einer Miss Brimley zusammen, die jetzt in London die „Christliche Stimme“ herausgibt. In ihrer Eigenschaft als Leserbriefbetreuerin hat sie einen verstörenden Brief erhalten, den sie ihrem alten Freund Smiley unbedingt vor Augen bringen muss.

„Sehr geehrte Miss Fellowship,
ich weiß nicht, ob Sie wirklich existieren, aber das spielt keine Rolle, weil Sie immer so liebe, gütige Antworten geben. Ich habe letzten Juni über die Kuchenmischung geschrieben. Ich bin nicht verrückt, und ich weiß, daß mein Mann versucht, mich zu töten. Könnte ich wohl bitte kommen und Sie, sobald es Ihnen paßt, besuchen? Ich bin sicher, Sie werden mir glauben und erkennen, daß ich normal bin. Könnte es wohl bit-

te so bald wie möglich sein, ich fürchte mich so sehr vor den langen Nächten. Ich weiß nicht, an wen ich mich sonst wenden soll. Ich könnte es mit Mr. Cardew im Bethaus versuchen, aber er würde mir nicht glauben, und Vater ist zu praktisch eingestellt. Ebensogut könnte ich tot sein. Irgend etwas an meinem Mann ist nicht ganz in Ordnung. Manchmal bei Nacht, wenn er glaubt, ich schlafe, liegt er jetzt da und starrt in die Dunkelheit. Ich weiß, es ist falsch, solche häßlichen Dinge zu denken und Angst im Herzen zu haben, aber ich kann es nicht ändern. Ich hoffe, Sie bekommen nicht viele Briefe wie diesen.

Hochachtungsvoll Stella Rode (geb. Glaston)“ (S. 22)

Dear Miss Fellowship,

I don't know if you are a real person but it doesn't matter, because you always give such good, kind answers. It was me who wrote last June about the pastry mix. I am not mad and I know my husband is trying to kill me. Could I

please come and see you as soon as it's convenient? I'm sure you'll believe me, and understand that I am normal. Could it be as soon as possible, please, I am so afraid of the long nights. I don't know who else to turn to. I could try Mr Cardew at the Tabernacle but he wouldn't believe me and Dad's too sensible. I might as well be dead. There's something not quite right about him. At night sometimes when he thinks I'm asleep he just lies watching the darkness. I know it's wrong to think such wicked things and have fear in our hearts, but I can't help it. I hope you don't get many letters like this.

Yours faithfully,

Stella Rode (Mrs) n e Glaston

Die Verfasserin ist Stella Rode, die Ehefrau des bereits erwahnten Hilfslehrers. Stella stammt aus der zwar gewöhnlichen, aber begüterten Familie der Glatons, legt jedoch, wie man hört, großen Wert darauf, ihr proletarisches Verhalten zu betonen, während sich ihr Gatte über Gebühr anstrengt, die gezierten Gewohnheiten der Carnianer an-

zunehmen. Und nun befürchtet sie gar, von ihrem Mann in Bälde ermordet zu werden.

Smiley telefoniert sofort mit Fielding und muss erfahren, dass jedes Eingreifen zu spät kommt, da Stella bereits getötet wurde. Er setzt sich in den nächsten Zug und fährt nach Carne.

Im Speisewagen las Smiley zuerst die weniger sensationellen Berichte über den Tod von Stella Rode. Aus ihnen ging hervor, daß Mr. und Mrs. Rode am Mittwochabend Gäste bei einem Dinner von Mr. Terence Fielding gewesen waren, dem Senior der Internatsleiter von Carne und Bruder des verstorbenen Adrian Fielding, des berühmten Romanisten, der während des Krieges als Sonderbeauftragter des Kriegsministeriums verschwunden war. Sie hatten Mr. Fieldings Haus gemeinsam um etwa zehn vor elf verlassen und waren zu Fuß die achthundert Meter vom Zentrum von Carne zu ihrem Haus gegangen, das einsam am Rande der berühmten Carne-Sportplätze stand. Als sie ihr Haus erreichten, fiel Mr. Rode ein, daß er in Mr.

Fieldings Haus einige Prüfungsarbeiten hatte liegenlassen, die noch in dieser Nacht eilige Korrekturen erforderten. (An dieser Stelle fiel Smiley ein, daß er vergessen hatte, seinen Smoking einzupacken, und daß ihn Fielding höchstwahrscheinlich zum Essen einladen würde.) Rode beschloß, zu Fieldings Haus zurückzugehen und die Prüfungsarbeiten zu holen, und war daher etwa um fünf nach elf umgekehrt. Offenbar hatte sich Mrs. Rode eine Tasse Tee gemacht und ins Wohnzimmer gesetzt, um die Rückkehr ihres Mannes zu erwarten.

An der Rückseite des Hauses befindet sich ein Wintergarten, dessen Innentür zum Wohnzimmer führt. Dort fand Rode schließlich seine Frau, als er zurückkehrte. Es gab Spuren eines Kampfes, und gewisse billige Schmuckstücke fehlten an der Leiche. Das Durcheinander im Wintergarten war schrecklich. Glücklicherweise war am Mittwochnachmittag Neuschnee gefallen, und Kriminalbeamte aus Dorchester untersuchten die Fußabdrücke und andere Spuren am

frühen Morgen des Donnerstags. Mr. Rode war im Zentralkrankenhaus von Dorchester wegen Schock behandelt worden. (S. 33)

In the restaurant car Smiley read first the less sensational reports on the death of Stella Rode. It appeared that on Wednesday evening Mr and Mrs Rode had been guests at dinner of Mr Terence Fielding, the senior housemaster at Carne and brother of the late Adrian Fielding, the celebrated French scholar who had vanished during the war while specially employed by the War Office. They had left Mr Fielding's house together at about ten to eleven and walked the half mile from the centre of Carne to their house, which stood alone at the edge of the famous Carne playing fields. As they reached their house Mr Rode remembered that he had left at Mr Fielding's house some examination papers which urgently required correction that night. (At this point Smiley remembered that he had failed to pack his dinner-jacket, and that Fielding would

almost certainly ask him to dine.) Rode determined to walk back to Fielding's house and collect the papers, therefore, starting back at about five past eleven. It appears that Mrs Rode made herself a cup of tea and sat down in the drawing-room to await his return.

Adjoining the back of the house is a conservatory, the inner door of which leads to the drawing-room. It was there that Rode eventually found his wife when he returned. There were signs of a struggle, and certain inexpensive articles of jewellery were missing from the body. The confusion in the conservatory was terrible. Fortunately there had been a fresh fall of snow on Wednesday afternoon, and detectives from Dorchester were examining the footprints and other traces early on Thursday morning. Mr Rode had been treated for shock at Dorchester Central Hospital.

Soweit berichtet eine seriöse Zeitung über das Verbrechen. Die sensationslüsternerer Blätter lassen sich breiter über den Mord selbst aus, denn der Täter musste mit ei-

nem schweren länglichen Gegenstand dutzendfach auf sein Opfer eingeschlagen haben, bis es in einem Klumpen aus Blut und Fleisch am Boden lag.

In Dorchester angekommen, nimmt Smiley Kontakt mit dem sowohl behäbigen als auch pflichtbewussten Inspektor Rigby auf, der dankbar ist, einen offenbar fachkundigen Berater an seiner Seite zu haben.

„Unser Chef ist ein alter Carnianer. Früher indische Armee. Brigadegeneral Havelock. Dies ist sein letztes Jahr. Er ist an diesem Fall sehr interessiert. Schätzt es nicht, daß ich in der Schule herumschnüffle. Will's nicht haben.“

„Ich verstehe.“

„Er will eine schnelle Verhaftung.“

„Und außerhalb von Carne, darf ich wohl annehmen?“ (S. 52)

‘Our Chief's a Carnian. Ex-Indian Army. Brigadier Havelock. This is his last year. He's very interested in this case. Doesn't like me messing round the school. Won't have it.’

‘I see.’

‘He wants an arrest quickly.’

‘And outside Carne, I suppose?’

Für Rigbys Vorgesetzten, den engstirnigen früheren indischen Brigadegeneral und ehemaligen Carnianer Havelock, steht bereits fest, dass der Mörder ein Außenstehender gewesen sein muss, da das Ansehen der Schule, das unter der Bluttat bereits genug gelitten hat, nicht noch weiter besudelt werden darf. Diese Vorgabe schränkt die Ermittlungsmöglichkeiten von Rigby stark ein, nicht aber die Wendigkeit des listenreichen Smiley.

Hier lernt Smiley gerade Fielding kennen.

„Sherry oder Madeira?“

„Danke; ein Glas Sherry.“

„Hurengetränk, Madeira!“ rief Fielding, indem er aus einer Kristallflasche einschenkte. „Aber Jungen mögen ihn. Vielleicht deswegen. Sie sind schreckliche Schäker.“ Er reichte Smiley ein Glas und fügte hinzu, indem er seiner Stimme einen dramatischen Klang gab: „Wir sind im Augenblick alle durch diese

schreckliche Geschichte etwas bedrückt. Wir haben nämlich nie etwas dergleichen erlebt. Haben Sie die Abendzeitungen gesehen?“ (S. 58)

‘Sherry wine or Madeira?’

‘Thank you; a glass of sherry.’

‘Tart’s drink, Madeira,’ Fielding called, as he poured from a decanter, ‘but boys like it. Perhaps that’s why. They’re frightful flirts.’ He handed Smiley a glass and added, with a dramatic modification of his voice:

‘We’re all rather subdued at the moment by this dreadful business. We’ve never had anything quite like it, you know. Have you seen the evening papers?’

Fielding scheint den ihm anvertrauten Jungen, die er als schreckliche Schächer bezeichnet, gerne Madeira einzuschenken, was gut zu der Tatsache zu passen scheint, die Smiley ausgegraben hat, wonach der strikte Jungeselle Fielding vor Jahren an einer anderen Schule wegen ungebührli-

chen Verhaltens Jungen gegenüber aufgefallen ist.

Aber unterhaltsam ist der immer für ein Bonmot gute Fielding jederzeit.

„Carne ist keine Schule. Es ist ein Sanatorium für intellektuelle Aussätzige. Die Symptome begannen, als wir von den Universitäten kamen; ein allmähliches Fauligwerden unserer geistigen Extremitäten. Von Tag zu Tag stirbt unser Geist mehr und mehr ab, verkümmern unsere Seelen und verrotten. Wir beobachten den Vorgang bei uns gegenseitig, in der Hoffnung, ihn in uns selbst zu vergessen.“ (S. 61)

‘Carne isn’t a school. It’s a sanatorium for intellectual lepers. The symptoms began when we came down from University; a gradual putrefaction of our intellectual extremities. From day to day our minds die, our spirits atrophy and rot. We watch the process in one another, hoping to forget it in ourselves.’

Und so gibt sich Smiley als Mitarbeiter der „Christlichen Stimme“ aus, die zur Zeit landweit tätig ist in Sachen Spendensammlung für Ungarn-Flüchtlinge, und befragt reihum alle Beteiligten und Verdächtigen.

Ein Mord erster Klasse ist ohne Zweifel ein außerordentlich raffinierter und ebenso mitreißender Krimi. Sein zweiter Sinn scheint jedoch in einer schonungslosen, satirischen Abrechnung mit Englands Upper Class zu liegen, die hier mit Lust und Eifer demaskiert wird. Nach le Carré zeichnet sich ein vornehmer Engländer dadurch aus, dass er in einem Gespräch niemals überprüfbare Informationen mitteilt, sondern stets Worte im Mund führt, die einen ironisch-intellektuellen Klang haben, nichts über die wahren Gedanken des Sprechers verraten und sich auf elegant formulierte Allgemeinplätze beschränken.

John le Carré, der aus einer proletarischen Familie stammt, hatte das Unglück, ein vornehmes Internat besuchen zu müssen, das noch viele hundert Jahre älter ist als das im Roman beschriebene; von daher stammen wohl seine Kenntnisse über Lehrer und Stammschüler solcher Institutio-

nen, auch wenn er ausdrücklich betont, dass es für seine Lehrkräfte keine Vorbilder im realen Leben gibt. Und beim MI5 und MI6 wird der Autor ebenfalls auf jüngere, wenig befähigte Söhne der Aristokratie gestoßen sein, denen der sonst übliche Militärdienst unbekömmlich schien, von ausgemusterten höheren Offizieren ganz zu schweigen.



SIMPLY

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ



WISSEN AUF DEN PUNKT GEBRACHT

**Hilary Lamb & Joel Levy & Claire
Quigley**

Simply Künstliche Intelligenz

(Simply Artificial Intelligence, 2023)

Dorling Kindersley (HC 160 S./€ 12,95)

München 2024

**Aus dem Englischen von Martina Hesse-
Hujber**

Genre: Sachbuch

Künstliche Intelligenz (KI) ist intelligentes Verhalten von Maschinen, die deshalb auch als „KI“ bezeichnet werden. Die Geschichte der KI reicht bis in die 1950er zurück, als die ersten modernen Computer gebaut wurden. Seitdem gab es immer wieder ein Auf und Ab zwischen Begeisterung und Ernüchterung, und der Schwerpunkt verlagerte sich von einer KI, die auf formaler Logik basiert (die „klassische“ oder „symbolische“ KI), hin zu einer KI, die auf Daten und Statistik fußt. Heute dominiert in der KI-Forschung das maschinelle Lernen – die Nutzung großer Datensätze, um KI-Modelle wie künstliche neuronale Netze so zu trainieren, dass sie Aufga-

ben erfüllen, ohne explizit dafür programmiert zu werden. Mit diesem Ansatz kann man Modellen beibringen, Aufgaben schnell und versiert auszuführen.

In der breiten Öffentlichkeit wird KI oft als Konkurrenz zur menschlichen Intelligenz dargestellt – sogar als existenzielle Bedrohung. Tatsächlich sind die KI-Technologien in ihren Anwendungsmöglichkeiten eher begrenzt: Sie erreichen längst nicht die Intelligenz einer Katze, geschweige denn die eines Menschen. Dennoch ist die KI ein mächtiges Werkzeug, wenn sie für konkrete Probleme eingesetzt wird, wie das Lesen von Handschriften, die Empfehlung von Fernsehsendungen oder die Diagnose von Krankheiten.

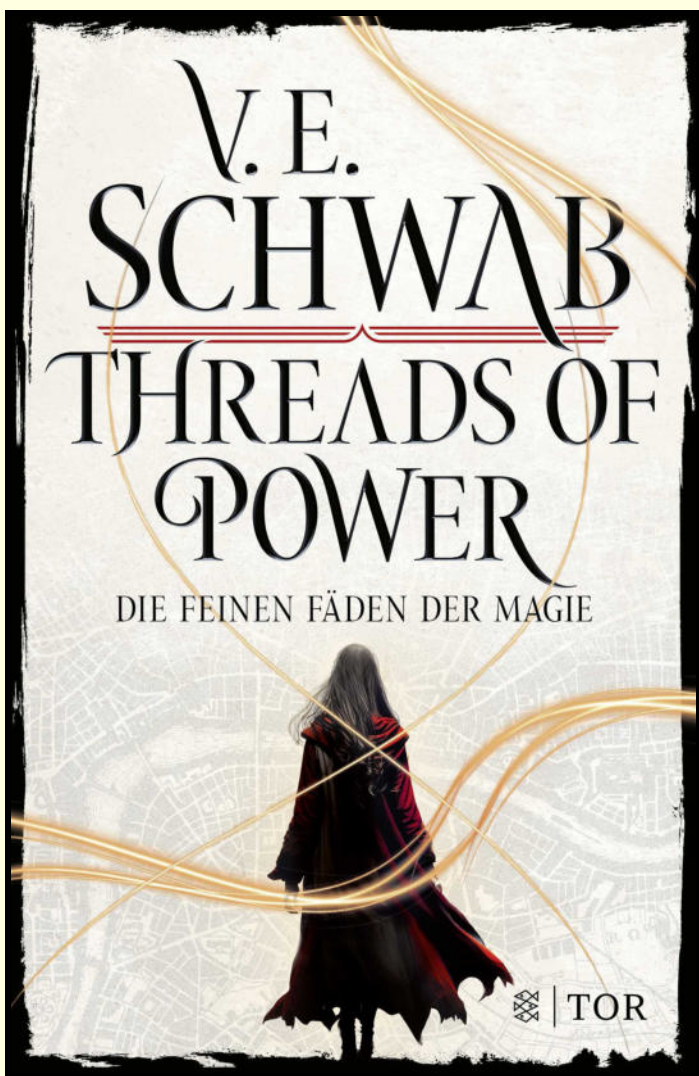
Fast unbemerkt nutzen wir KI in unserem Alltag. Da sie jedoch immer mehr menschliche Aufgaben übernimmt, wirft ihre Verbreitung dringende und komplexe Fragen dazu auf, wie wir sicherstellen können, dass KI weiterhin der gesamten Menschheit dient und nicht nur sich selbst oder einer mächtigen

gen Elite. Die Tatsache, dass Maschinen Aufgaben übernehmen, die früher als einzigartig menschlich galten, und sogar Kunst und Musik erschaffen, stellt unsere grundlegendsten Annahmen darüber in Frage, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Unsere Zukunft mit der KI ist ungewiss, aber sie ist eine, die Wissenschaftler, Ingenieure, Mathematiker, Philosophen, politische Entscheidungsträger und alle anderen, die ein Interesse an der Zukunft der Menschheit haben, mitgestalten können. (S. 7)

Die Künstliche Intelligenz gewinnt mit Riesenschritten an Bedeutung: Bei Amazon werden die Mitarbeiter überwacht, ob sie auch genügend KI einsetzen; Microsoft integriert immer mehr KI in Word und andere Programme; Bildbearbeitung und Bilderstellung wird von KI dominiert; und selbst eine simple Anfrage bei Google wird in den meisten Fällen von einer KI beantwortet.

Weil sich jedoch viele Menschen nicht vorstellen können, was eine Künstliche Intelligenz nun ist, wo ihre Fähigkeiten und wo ihre Grenzen liegen, ist ein Buch wie

Simply Künstliche Intelligenz, das das gesamte Themenfeld sowohl knapp als auch umfassend darlegt, außerordentlich hilfreich.



V. E. Schwab

***Threads of Power 1: Die feinen Fäden der
Magie***

(The Fragile Threads of Power, 2023)

TOR (HC 734 S./€ 24,00)

Frankfurt 2023

**Aus dem Amerikanischen von Sara
Riffel, Petra Huber und Alexandra
Jordan**

Genre: Phantastik

Die Gehilfin wandte sich der wartenden Frau zu und holte ein Glasgefäß unter der Theke hervor. Es war in etwa so groß wie ihre Hand und hatte sechs Seiten wie eine Laterne.

„Bitte sehr“, sagte sie, als sie es auf den Tresen stellte.

Die Kundin hob das Gefäß vorsichtig an die Lippen und flüsterte etwas. Daraufhin leuchtete die Laterne auf, und das Glas beschlug milchig weiß. Die Gehilfin sah, was der Frau verborgen blieb – wie die Lichtfäden um die Laterne sich kräuselten, sich wieder glätteten und die Magie ihre Arbeit tat. Als die Frau das Gefäß an ihr Ohr hob, verließ die

geflüsterte Botschaft das Glas, und es wurde wieder klar, die Laterne war leer.

Die Frau lächelte. „Wunderbar“, sagte sie und wickelte den Geheimniswahrer in ihren Mantel. Sie legte die Münzen ordentlich gestapelt auf den Tresen. Einen silbernen Lish und vier rote Lin. „Richte Meister Haskin meinen Dank aus“, fügte sie im Gehen hinzu.

„Mach ich“, rief die Gehilfin, als die Tür ins Schloss fiel.

Sie wischte die Münzen vom Tresen in ihre Hand, sprang vom Hocker und drehte den Kopf hin und her, um ihre Schultern zu dehnen.

Natürlich gab es keinen Meister Haskin. (S. 21f)

Die fünfzehnjährige Tesali betreibt in London einen Laden, in dem beschädigte Zauberdinge repariert werden. Vorgeblich macht das ein Meister Haskin, der jedoch nicht wirklich existiert; vielmehr ist es Tes selbst, die dank ihrer magischen Fähigkeiten Amuletten, Schwertern und andere Dingen wieder zu ihrer magischen Vollkommenheit verhilft.

In Wahrheit waren die Zahnräder, Papiere und Spulen nur Tarnung. Ein Taschenspielertrick, um von der Wahrheit abzulenken.

Tes brauchte nichts von alledem, um kaputte Magie zu reparieren.

Sie brauchte nur ihre Augen.

Ihre Augen, welche die Welt aus irgendeinem Grund nicht nur als Formen und Farben wahrnahmen, sondern als Fäden.

Sie sah sie überall.

Ein schimmerndes Band kräuselte sich in ihrem Teewasser. Ein Dutzend davon durchzogen das Holz ihres Tresens. Hundert dünne Fäden woben sich durch die Knochen der Eule. Sie schlängelten und wanden sich in der Luft zwischen und über allem und jedem. Einige waren matt, andere hell. Manchmal waren es einzelne Fäden, dann wieder geflochtene Stränge, einige flogen federleicht, andere wiederum flössen im Strom. Es war ein schwindelerregender Strudel.

Doch Tes konnte die Fäden der Macht nicht nur sehen. Sie konnte sie sogar berühren. An ihnen zupfen, als wären

sie die Saiten eines Instruments und nicht das Gewebe der Welt. Sie vermochte es, die ausgefransten Fäden eines zerbrochenen Zaubers zu finden, der Spur der Magie zu folgen und sie wieder ganzzumachen. (S. 23f)

In Tes' Universum gibt es gleich vier verschiedene Städte namens London, die alle den gleich Platz an der Themse einnehmen: Das graue London ist unsere Welt, magielos und trist; das rote London ist erfüllt von wundersamer Magie; im weißen London ist Magie selten und begehrt; und das schwarze London wurde durch seine eigene Magie von innen heraus zerstört. Doch auch die verbleibenden drei Welten sind in Gefahr einer erneuten Kollision, denn drei mächtige Magier, Kosika, Delilah Bard und Tes, beginnen mit gefährlichen Experimenten.

Die feinen Fäden der Macht knüpft an V. E. Schwabs Trilogie *Shades of Magic* an, in der uns die Autorin von 2015 bis 2017 die vier Farben Londons vorgestellt hat. In Amerika sind die Leser von der neuen phantastischen Trilogie bereits ebenso begeistert wie von der vorigen.

Simenon

Maigret im Haus des Richters



***Simenon, Georges: Maigret im Haus
des Richters**

**Georges Simenon [Georges Joseph
Christian Simenon, 1903–1989]**

**Maigret 21: Maigret im Haus des Richters
(*La Maison du juge*, 1942)**

**Atlantik/Hoffmann und Campe M21
(TB 204 S./€ 12,00)**

Hamburg 2019

**Aus dem Französischen von Thomas
Bodmer**

Genre: Krimi

„Also, Madame ... Bleiben Sie bitte sitzen. Zunächst eine Frage: Von wem haben Sie meinen Namen?“

„Von meinem Mann, Herr Kommissar, von Justin Hulot. Wenn Sie ihn sehen, erinnern Sie sich bestimmt. So ein Gesicht vergisst man nicht so leicht. Er war beim Zoll in Concarneau, als Sie damals wegen dieser Sache kamen. Er hat in der Zeitung gelesen, dass man Sie nach Luçon versetzt hat. Das hat er mir gestern erzählt, als er sah, dass die Leiche immer noch im Zimmer lag.“

„Verzeihung. Was für eine Leiche?“

„Die beim Richter.“

Keine Frau, die sich leicht beeindruckten lassen würde. Maigret betrachtete sie mit mäßigem Interesse. Noch ahnte er nicht, wie vertraut ihm diese Adine Hulot, 64 Jahre alt, bald sein würde und dass er sie, wie alle anderen, dann Didi-
ne nennen würde. (S. 8)

— Je vous écoute, madame... Restez assise, je vous en prie... Mais, avant tout, une question : qui vous a dit mon nom ?

— Mon mari, monsieur le commissaire... Justin Hulot... Quand vous le verrez, vous vous souviendrez sûrement de lui, car il a un visage qu'on n'oublie pas... Il était douanier à Concarneau quand vous y êtes venu pour l'affaire... Il a vu sur le journal que vous étiez nommé à Luçon... Hier, quand il a constaté que le cadavre était toujours dans la chambre, il m'a dit comme ça...

— Pardon ! De quel cadavre s'agit-il ?

— De celui qui est chez monsieur le juge...

Une qui ne se laisserait pas impressionner ! Maigret, à ce moment, l'observait avec un médiocre intérêt, sans se douter que la nommée Adine Hulot, soixante-quatre ans, qu'il avait devant lui, lui deviendrait beaucoup plus familière et que, comme les autres, il l'appellerait Didine.

Kommissar Jules Maigret ist aus Gründen, die er lieber verschweigt, nach Luçon in der hintersten Vendée versetzt worden, wo er sich der Langeweile hingibt.

Glücklicherweise weiß ihm eine Adine Hulot zu berichten, dass der ehemalige Friedensrichter Forlacroix eine Leiche in seinem Haus verbirgt.

Maigret spürte, dass sich etwas in ihm regte, etwas wie Hoffnung. Noch mochte er sich ihr nicht hingeben. Konnte es sein, dass der Zufall ihm hier, in der hintersten Vendée, wohin man ihn verbannt hatte, in die Hände spielen würde? (S. 15)

Zusammen mit Inspektor Méjat und Justin Hulot, dem Mann der aufmerksamen Frau, beobachtet Maigret das Haus des Richters.

Da sahen sie, wie beim Haus des Richters die Tür aufging.

Ein kleiner Mann trippelte zur Schwelle, blickte nach links und nach rechts und ging zurück in den Flur.

Im nächsten Augenblick geschah das Unwahrscheinliche: Der kleine Mann tauchte wieder auf. In gebückter Haltung zog er etwas Langes durch den Matsch.

Etwas Schweres, wie es schien. Nach vier Metern hielt er inne, um Atem zu schöpfen. Die Haustür war offen geblieben. Bis zum Meer waren es noch zwanzig, dreißig Meter.

„Uff!“

Der Laut war zu erahnen ebenso wie die Anspannung sämtlicher Muskeln. Es regnete noch immer. Auf Maigrets dickem Ärmel zitterte und zuckte die Hand des Zöllners.

„Sehen Sie!“ (S. 21f)

Und tatsächlich, der Richter zerrt ein in zwei Säcke eingenähtes Objekt, bei dem es sich nur um eine Leiche handeln kann, nächstens aus dem Haus.

Glücklicherweise ist der Richter willig bereit auszusagen. Es begann alles mit einem Bridgeabend.

„[...] Am nächsten Morgen ging ich in die Obstkammer, um dort ... Ich muss gestehen, ich kann mich nicht erinnern, was ich dort holen wollte. Wir nennen den Raum Obstkammer, weil wir dort unser Obst lagern, aber auch andere Dinge. Eine Rumpelkammer, wenn Sie wollen. Da lag ein Mann am Boden, ein Mann, den ich noch nie gesehen hatte. Er war tot, der Schädel eingeschlagen mit einem, wie Sie es nennen, stumpfen Gegenstand. Ich habe seine Taschen durchsucht. Ich zeige Ihnen gleich, was ich gefunden habe. Allerdings keine Briefftasche. Kein einziges Dokument, das Aufschluss über seine Identität gegeben hätte.“ (S. 32)

Im Haus des Richters lebt noch seine Tochter, die er vorsorglich stets in ihrem Zimmer einschließt. Sein Sohn Albert, der angeblich nicht sein Sohn ist, schaut hin und wieder vorbei, aber die Stimmung zwischen den Beiden ist nicht die beste. Und ein Miesmuschelzüchter namens Marcel Airaud, ein Freund Alberts, schleicht des Öfteren durchs Haus, weil er hinter der Tochter her ist.

Maigret erkennt, dass es sich hier um einen schwierigen Fall handelt, aber er ist zuversichtlich, dass er auch diesen mit seinen bewährten Methoden schlussendlich aufklären wird.

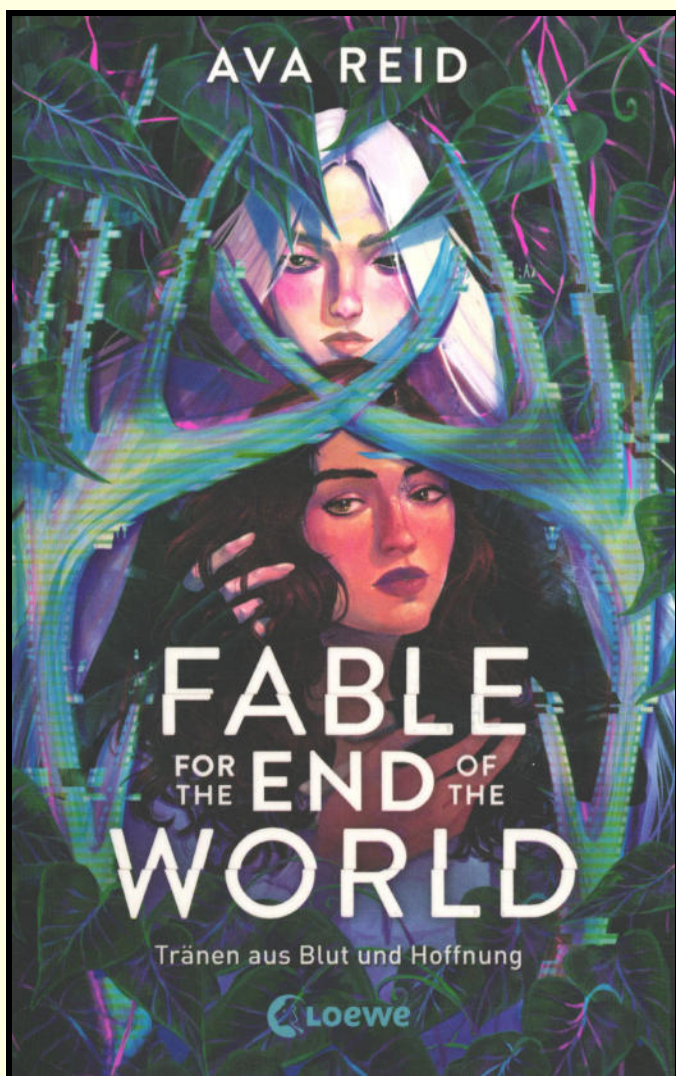
Maigret im Haus des Richters ist ein unterhaltsamer, kurzweiliger und interessanter Krimi.

Auffallend ist der präzise und knappe Stil, der zu einem guten Teil aus reinen Hauptsätzen und vielfach nur aus Satzfragmenten besteht, was bei einem französischsprachigen Schriftsteller, der sich in der Regel in blumigen Sätzen ergeht, recht ungewöhnlich ist. Wie der Vergleich mit dem Original zeigt, hat Thomas Bodmer in seiner Neuübersetzung den ohnehin schon

kargen Stil Simenons noch etwas verkürzt und insbesondere die streckenweise extrem häufigen Ellipsen weggelassen, was Simonon im Vergleich mit früheren, stärker geglätteten Übersetzungen etwas ungewohnt klingen lässt.

Woran die Tochter des Richters leidet, bleibt ungeklärt. Anfangs hat es den Anschein, wäre sie nymphoman veranlagt, dann aber schreibt Simonon von Anfällen, außerhalb derer sie ganz normal sei und sogar gefällig Klavier spiele. Wie es scheint, hat sich der Autor nicht der Mühe unterzogen, nach einer passenden Krankheit zu recherchieren, sondern diese in ein Geheimnis gehüllt, wie es Unterhaltungsautoren im neunzehnten Jahrhundert zu tun pflegten.

Allerdings muss man Simonon zugute halten, dass dieser unermüdliche Autor den Roman mitten im Zweiten Weltkrieg unter deutscher Besatzung schrieb.



Ava Reid

Fable for the End of the World. Tränen aus Blut und Hoffnung

(Fable for the End of the World, 2025)

Loewe (PB 432 S./€ 17,95)

Bindlach 2025

Aus dem Amerikanischen von Nadine Mannchen

Genre: Science Fiction

Floris Dekker legt seine tote Tochter auf den Tresen. „Bitte“, fleht er.

Sannes helles Kleid hängt noch immer schlaff an ihr herunter. Farbloses Leinen, vergraut und rau vom vielen Waschen, das eindeutig aus einem Online-Katalog von Caerus stammt. Ein billiges Massenprodukt von den hinteren Seiten – an Schultern und Ellbogen spannen die Nähte. Die Flecken am Saum könnte man für Rost halten, doch ich weiß es besser.

„Nein“, sage ich entschieden. „Auf keinen Fall.“

„Bitte“, wiederholt er. „Das ist alles, was mir geblieben ist.“

Streng genommen stimmt das nicht. Klar, seine Frau Norah ist im Frühling gestorben – weil sie verseuchtes Wasser getrunken hatte. Bei uns in Lower Esopus, wo niemand fließendes Wasser im Haus hat, wäre ihr das nicht passiert, denn hier wissen alle, dass man Wasser vor dem Trinken abkochen muss. Doch Floris ist jede Menge von ihr geblieben: ihre gesamten Caerus-Schulden, die wie Gespenster durch das leere Haus geistern und ihre eiskalten Hände um seine Hand- und Fußgelenke schlingen, ihn in unsichtbare Ketten legen.

So hat er selbst nach Sannes Tod noch Gesellschaft. Sie war zwölf, alt genug, eigene Geister anzuhäufen. (S. 9)

Wir befinden uns in einer nicht allzufernen Zukunft, in der die Erde verseucht ist und der Meeresspiegel bedrohlich steigt.

Eben kommt ein Mann namens Floris Dekker zu der Tierpräparatorin Inesa Soulis mit dem Auftrag, seine verstorbene Tochter zu konservieren. Hier in Lower Esopus sind fast alle Bewohner bei dem raffgierigen Konzern Caerus verschuldet, und wer zu

tief ins Minus rutscht, der muss als Jagdwild bei einer aufregenden, meist mit dem Tod des Opfers endenden Show teilnehmen. Floris Tochter hat sich für ihren Vater geopfert, was dessen Kummer erklärt.

Doch Inesa ahnt nicht, dass sie bald selbst für die Schulden ihrer Mutter einstehen und als „Lamm“ an der Show teilnehmen wird, gejagt von dem unerbittlichen „Engel“ Melinoë. Entkommen kann sie ihrem Verderber nicht – aber vielleicht gelingt es ihr, ihn zu bezirzen?

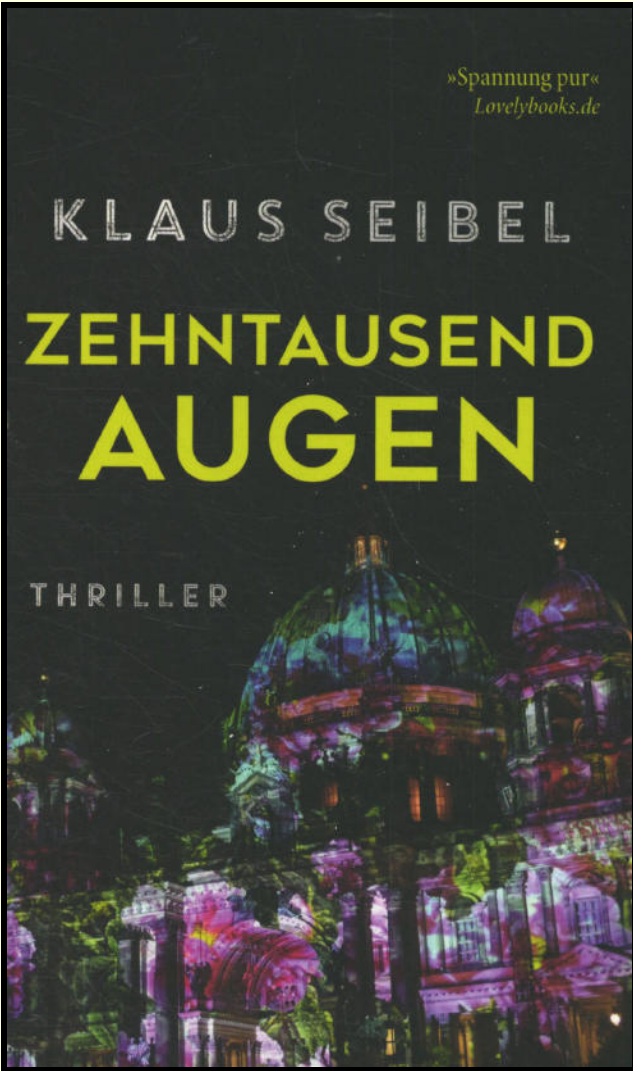
Fable for the Ende of the World zeichnet ein sehr düsteres, sich in Anfängen bereits jetzt abzeichnendes Bild der Zukunft, aufbereitet mit einer Portion Action und einer Dosis Romantik.

»Spannung pur«
Lovelybooks.de

KLAUS SEIBEL

ZEHNTAUSEND
AUGEN

THRILLER



Klaus Seibel

***Zehntausend Augen* (2012)**

Edition Nova (TB 272 S./

Köln 2013

Genre: Thriller

Das Madonna-Plakat kam näher. Trotzdem wollten keine positiven Gedanken in Ellen aufkommen. Sie dachte einfach gar nichts. Sie fixierte starr den Fuß der Säule.

Von einer Sekunde auf die andere änderte sich alles. Wie in extremer Zeitlupe sah Ellen eine Beule auf dem Gesicht von Madonna entstehen. Die Beule wuchs rasend schnell. Dann platzte sie auf. Steinbrocken und Pappe spritzten auf die Straße. Ellen wich hektisch aus. Zu schnell und zu plötzlich. In voller Fahrt knickte der Lenker weg, und sie stürzte auf die Fahrbahn. Die Säule verharrte einen Moment aufrecht, dann neigte sie sich zur Seite und kippte um. Genau neben Ellen schlug sie krachend auf den Boden.

Vorsorglich schützte Ellen ihren Kopf mit den Händen. Ein paar Atemzüge

lang blieb sie hegen und wartete, bis nichts mehr durch die Luft flog. Dann sprang sie auf. Dank ihrer Ausbildung hatte sie sich instinktiv so abgerollt, dass keine Knochen gebrochen waren. Die Haut abgeschürft, einige Kratzer, ein Haufen Prellungen, ihr T-Shirt eingerissen – das war alles. Ellen verschwendete keine Sekunde daran. Mit schnellen Blicken suchte sie die Umgebung ab. War irgendetwas verdächtig? Flüchtete ein Auto? Verhielt sich jemand seltsam? Nichts. (S. 8)

Kriminalhauptkommissarin Ellen Faber arbeitet beim Sondereinsatzkommando in Berlin. Auf dem Weg zur Arbeit explodiert vor ihrer Nase eine Litfaßsäule. Glücklicherweise ist Ellen kaum verletzt, und sie findet zu ihrer Verblüffung in den Trümmern ein Paket mit der Aufschrift „Für die Polizei“.

Der Verdacht, es handle sich um eine weitere Bombe, bestätigt sich nicht, vielmehr enthält das Paket Web-Kameras und die Anweisung, diese im Landeskriminalamt zu installieren, andernfalls werde es

weitere Bombenanschläge geben. Und so kommt es, dass die Ermittlungsarbeiten von Ellen und Kollegen direkt ins Word Wide Web übertragen werden.

Zehntausend Augen ist ein zwar unterhaltsamer, aber leider ziemlich unglaubwürdiger Thriller.



**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

Kai
Meyer

Die
Bibliothek
im *Nebel*

Roman

KNAUR *

Kai Meyer [1969–]

***Die Geheimnisse des Graphischen Viertels 2:
Die Bibliothek im Nebel (2023)***

Knauer 53 040 (TB 558 S./€ 13,99)

München 2025

Genre: Phantastik

Ich spürte Mara im ganzen Haus, obwohl sie schon lange fort war. Fühlte ihre Anwesenheit in den hohen Gängen wie einen Luftzug, sah ihren Umriss im Faltenwurf der Brokatvorhänge, hörte ihre Schritte in den barocken Sälen und auf der Freitreppe aus Marmor.

Doch nirgends war sie mir so nah wie in der Bibliothek meines Onkels, ein Spuk im Labyrinth der Bücher.

Manchmal, wenn ich an den Regalen entlangging, glaubte ich sie auf der anderen Seite zu sehen, ein Huschen hinter den Reihen, ein Tänzeln im aufgewirbelten Staub, ein Schatten auf den ledernen Buchrücken. Dann wünschte ich mir, ich könnte ihre Stimme hören, ihr Atmen, das leise, kluge Lachen.

Aber Geister lachen nie, auch nicht die der Lebenden.

Keiner wird das hier lesen. Sobald ich meine Niederschrift beendet habe, werde ich die Blätter verbrennen. Dann wird es sein, als ob die Flammen die Vergangenheit verzehren – den Schmerz, die Schuld und auch das Schöne –, und ich werde freier atmen können, klarer denken, vielleicht wieder schlafen, ohne in den Träumen zurückzukehren, in das kalte Palais am Katharinenkanal, nach Sankt Petersburg im Februar 1917. (S. 5)

Wir schreiben das Jahr 1917, und die Februarrevolution ist gerade in vollem Gange. Artur, Bibliothekar in Ausbildung an der Kaiserlichen Bibliothek in Sankt Petersburg, will den Umsturz nicht wahrhaben, rettet aber immerhin eine russische Übersetzung des „Kalevala“ in die Bibliothek seines Onkels Alexej Michailowitsch Kalinin, die er unentgeltlich katalogisieren muss.

Doch das feudale Haus des Onkels ist bereits leer, denn der Besitzer, seine Frau und die behinderte Tochter Ofeliya wurden bereits von der Ochrana verschleppt. Artur will ihnen nachforschen, aber sein politisch

bewanderterer Freund Spiridion rät ihm dringend davon ab, denn aller Erfahrung nach seien die Verwandten bereits gefoltert und ermordet. Stattdessen soll Artur eine Passage auf dem Schiff Saltan nach Deutschland nutzen, die Spiridion organisiert hat.

Er zog eine Schublade auf und nahm einen Umschlag heraus. „Das sind die Dokumente, die ich damals für Mara und dich gemacht habe.“

Salz in eine alte Wunde, die nie ganz verheilt war. Im Winter 1913, vor über drei Jahren, hatte ich den Plan gefasst, gemeinsam mit Mara das Land zu verlassen. Ich hatte Spiridon gebeten, Papiere für uns beide zu falschen. Aber dann hatte sich das Ganze als große Torheit erwiesen. Weder ich noch Spiridon – Gott segne ihn dafür – hatten die Papiere jemals wieder erwähnt. Bis zum heutigen Tag.

„Nimm sie“, sagte er. „Vielleicht wirst du sie gar nicht brauchen, weil man euch nicht kontrolliert. Aber falls doch, hast du sie dabei. Und wenn du nach

Leipzig kommst und Mara findest, könnt ihr damit nach Amerika gehen oder sonst wohin.“

Ich wusste, dass er das nur sagte, um mich aufzumuntern. Mara würde nirgends mit mir hingehen. Die Erinnerung an sie mochte mir auf Schritt und Tritt folgen, doch die wahre Mara aus Fleisch und Blut hatte sich damals für ein besseres Leben entschieden.

„Du hast mir stundenlang von den Briefen erzählt, die sie dir geschrieben hat“, fuhr Spiridon fort. „Über Leipzig, die Stadt der Bücher, mit all den Tausenden und Abertausenden von Verlagen, Buchhandlungen und Antiquariaten. Selbst wenn du sie dort nicht findest, klingt das nach einem Ort wie für dich gemacht.“ (S. 16)

Spiridions einzige Bedingung ist, dass Artur ein versiegeltes Manuskript nach Deutschland schmuggelt und in Leipzig im berühmten Graphischen Viertel drucken lässt. Spiridon behauptet, den Inhalt nicht zu kennen, nur den Titel nennt er Artur: „Die Pläne der Ewigen“.

Weil sich Artur aber widerspenstig zeigt, betäubt ihn Spiridion mit Äther und schleppt ihn an Bord. Als sein Freund wieder zu sich kommt, hat das Schiff bereits abgelegt, so dass sich Artur sich mit einer Nachricht Spiridions begnügen muss.

Ich wünsche dir eine gute Reise, stand da, als wäre ich zu einer Wochenendfahrt auf einem Wolgadampfer aufgebrochen. Die wichtigsten Dinge hast du bestimmt schon im Koffer gefunden. Unter dem Stoff im Deckel ist ein Armeemesser befestigt, das du hoffentlich nicht brauchen wirst. Bring die Schachtel ungeöffnet zu Iwan Iwanowitsch Petrow nach Leipzig. Ich hoffe, dass du findest, was du suchst. Dein Freund (der wirklich dein Freund ist, auch wenn du daran gerade zweifelst) S. (S. 23)

Die Bibliothek im Nebel entführt uns in eine ganze Reihe verschiedener Orte und Zeiten, die durch das geheimnisvolle Manuskript miteinander verbunden sind, ebenso wie die Schicksale unterschiedlicher Menschen.

Kai Meyer gelingt es, die Liebe zu Bücher und Bibliotheken in den Nebel des Geheim-

nisvollen zu tauchen, auf einer Gratwanderung zwischen Realität und Phantasie. Während sich die meisten heutigen Autoren der Phantastik auf einen bestimmten Aspekt des Genres konzentrieren – Science Fiction, Fantasy, Horror –, hängt Kai Meyer der klassischen Phantastik in der Tradition eines E. T. A. Hoffmann an, bei der der Einbildungskraft keine Grenzen gesetzt sind und der Leser stets auf etwas Unerwartetes gefasst sein muss.



Jay Kristoff

Empire of the Vampire 3: Das Reich der Dämmerung. A Tale of Shadows and Betrayal

(Empire of the Dawn, 2025)

TOR (HC 1196 S./€ 30,00)

Frankfurt a. M. 2026

Aus dem australischen Englisch von Kirsten Borchardt

Mit Illustrationen von Gonzale Mendiverry und Bon Orthwick

Mit Karten von Virginia Allen

Genre: Fantasy

Man schrieb das 27. Jahr des Tages-tods im Reich des Ewigen Königs, und sein Mörder wartete noch immer darauf zu sterben.

Wieder stand er an dem schmalen Fenster und wartete auf sein Ende. Die tätowierten Hände hielt er hinter dem Rücken verschränkt; sie waren befleckt mit teils frischem, teils verblassem Blut. Sein Zimmer befand sich hoch oben in einem einsamen Turm, und um die Mauern heulte ein Sturm, der ebenso rastlos war wie er selbst. Die Tür

blieb geheimnisgleich verschlossen. Noch unüberwindlicher waren die Mauern um sein Herz.

Von seinem hohen Ausguck betrachtete der Mörder die Prozession, die auf die Burg zuhielt; das Grau seiner Augen spiegelte die Farbe des Sturms, der über ihm tobte. Die Gestalten, die sich dem Torhaus näherten, waren nur wenige und klein wie Ameisen; winzige schwarze Punkte, die über eine Fläche aus Eis krochen. Aber ihr Erscheinen war ein Vorzeichen, das die Steine unter seinen Füßen stärker erbeben ließ, als irdischer Donner es vermocht hätte, und ihre Ankunft verriet ihm, dass der Abschied nahte. Dass dieses Spiel, wie alle guten Dinge, schon bald ein Ende finden würde. (S. 23)

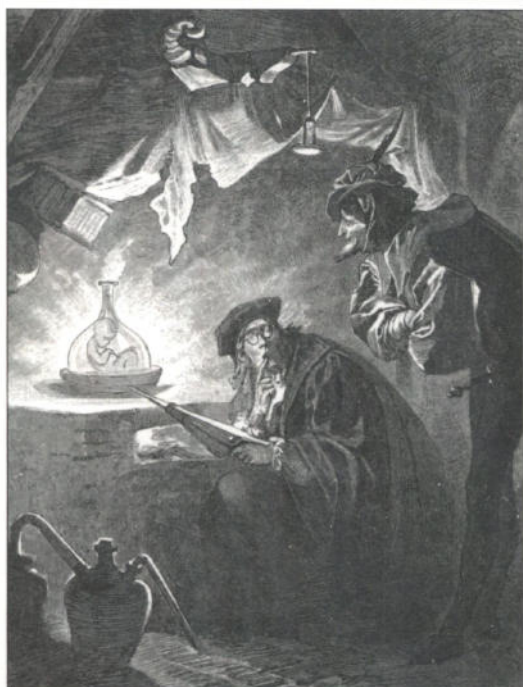
Siebenundzwanzig Jahre schon herrscht im Reich Elidaen der Tagestod, die Ewige Nacht, und ebenso lange regiert Fabiën Voss, genannt der Ewige König, Befehlshaber der Endlosen Legion. Voss ist ebenso wie seine Gefolgsleute ein Eisblüter, ein

Untoter, ein Vampir, der die Nacht zum Leben braucht.

Voss' ärgster Widersacher ist Gabriel de León, der Letzte der Silberwächter, ein Bleichblut, so genannt, weil sie Mutter ein Mensch, sein Vater aber ein Vampir war. Gabriel hat sich die Vernichtung aller Vampire auf die Fahnen geschrieben, aber dieses Werk kann er nicht vollbringen, indem er die Untoten in ihrer riesigen Zahl einen nach dem anderen tötet – nein, er will den Tag wieder in das Reich Elidaen zurückholen und damit den Ewigen König stürzen.

Ja Kristoff bemüht sich in *Das Reich der Dämmerung* erfolgreich um einen poetischen Stil, der seinem Werk eine besondere Stimmung verleiht, die sich bereits in seiner phantasievollen Namensgebung ausdrückt. Der vorliegende Band ist der dritte und abschließende Teil der Trilogie *Empire of the Vampire*, die durch ihren schieren Umfang alle Maßstäbe sprengt.

Alfred Manns
HOMUNKULUS



Dornbrunnen Taschenschmöker

*Manns, Alfred: Homunkulus

Alfred Manns [1877–1934]

Homunkulus. Merkwürdige Geschichten

Gesammelt und herausgegeben von
Lars Dangel

Edition Dornbrunnen (TB 138 S./€ 10,00)

Berlin 2026

Genre: Phantastik

Mit heißen, müden Augen saß Doktor Berthold Imag vor seinem großen Mikroskop und starrte voll ungeheurer Spannung durch das Okular. In der Hand hielt der junge Gelehrte ein Kapillar-Tropfröhrchen, in dem sich eine seltsam rötliche Flüssigkeit befand und das Berthold von Zeit zu Zeit dem Beobachtungsobjekt auf dem Glasplättchen näherte.

Plötzlich sprang er auf.

„Kein Zweifel“, murmelte er, „mein Crescentin verwandelt die Kraft der Teilungsfortpflanzung bei den runden einzelligen Mikroorganismen in eine Kraft der Fortentwicklung. Die Teilung geht nicht vor sich, sondern es vollzieht sich

der Aufbau eines festen, organischen Gefüges aus mehreren, ja, vielen Zellen, und deutlich ist es zu sehen, dass gewisse Zellgruppen ganz bestimmte Funktionen ausüben, wie denn auch unverkennbar die Fortbewegung nicht mehr dem Gesamtkörper obliegt, sondern einzelne fadenförmige Randteile bereits die Stelle der Gliedmaßen vertreten.“ (S. 50, „Homunkulus. Eine Groteske“)

Doktor Berthold Imag hat eine Tinktur namens Crescentin erfunden, mit deren Hilfe er die Entwicklung von Zellen um ein Vielfaches beschleunigen kann.

Der Gelehrte zitterte so heftig, dass er den ganzen Rest seines Präparates aus der Pipette auf das Glasplättchen spritzte. Doch er merkte es nicht, denn er war gezwungen, sich auf dem Stuhle zurückzulehnen und die Augen zu schließen. Das Gesehene drohte ihm den Verstand zu verwirren und machte ihn unfähig zu weiteren Beobachtungen. So hörte er nicht das Klirren des Glases

und ein sonderbares Krabbeln, Rutschen und endlich Poltern. Erst als das Mikroskop umfiel, öffnete er die Augen, und da sah er: einen nackten Menschen, der auf der Tischkante saß und ihn groß anblickte (S. 51)

Vor Aufregung verabreicht Imag seinem Zellhaufen eine zu große Dosis Crescentin, und während er noch ins Mikroskop starrt, ist auf seinem Labortisch bereits ein Homunkulus herangewachsen.

Eine Weile herrschte Totenstille im Raum, dann ertönte eine sonderbar raue, krächzende Kehlstimme: „Nein, wirklich, lieber Mann, Sie müssen nicht von mir erwarten, dass ich mich über mein Dasein wundere; ich bin darüber viel mehr im Klaren, als Sie es sind. Gewundert habe ich mich nur eine kurze Zeit darüber, dass Sie mich durch Ihre Verständnislosigkeit dazu zwingen, mich der kümmerlichen atavistischen Reste meines Sprechvermögens zu erinnern. Ihre niedrige spirituelle Organisation war mir nicht sofort geläufig, ob-

wohl ich meine Gedankenwellen mit beleidigender Deutlichkeit mehrere Male erfolglos gegen Ihren Hirnbehälter geworfen habe. Nun denn, so sei es gesagt: Wollen Sie mir eine Hose leihen?“ (S. 52)

Der Homunkulus spricht nicht nur einwandfrei Deutsch, nein, er erweist sich auch als unendlich fortgeschrittenes Wesen der fernen Zukunft, in der man keinerlei Technik mehr bedarf, sondern alle Tätigkeiten mittels Geisteskraft verrichten kann. Für die Menschen der Gegenwart hat der Homunkulus nur Bedauern und Verachtung übrig.

Der Homunkulus fordert von Imag eine Dosis Anthropologin, bekommt aber von dem verstörten Doktor aus Versehen Kognak serviert, dem das futuristische Wesen ahnungslos kräftig zuspricht.

Jetzt erst bemerkte Berthold seinen Irrtum.

„Um Himmelswillen, das ist ja die Kognakflasche, ich habe mich in der

Aufregung vergriffen, hier ist das Anthropologin.“

Der andere winkte ab und trank abermals. Seine Stimme stieß bereits merklich an, als er, vergnügt mit den Augen zwinkernd, fragte: „Sagen Sie mal, wissen Sie hier in der Nähe nicht ein vernünftiges Nachtcafe, wo es ein bisschen lustig zugeht?“ (S. 55f)

Der Kognak zeigt eine erstaunliche Wirkung, indem er den vergeistigten Homunkulus stracks in einen munteren Nachtschwärmer verwandelt, der sogleich entfliegt.

Am nächsten Tag muss Imag jedoch feststellen, dass sein Labor keinerlei Spuren der gestrigen Ereignisse zeigt, woraufhin er sich vorsorglich in ein Sanatorium einweist.

In „Homunkulus“ verblüfft Alfred Mann den Leser mit einer ganzen Reihe von Überraschungen: Ein Zellhaufen wird zu einem Homunkulus; dieser entpuppt sich als fortgeschrittenes und nicht wenig arrogantes Wesen; der Genuss von Kognak verwandelt ihn abermals; und am nächsten Morgen zeigen sich keine Spuren der vormaligen

Wunder mehr. Hat der übernatürlich befähigte Homunkulus den Tatort bereinigt, oder hat womöglich der Doktor dem Kognak, der in einem Labor eigentlich fehl am Platz ist, mehr als verträglich zugesprochen?

Jean Dormal, der junge, neu gewählte Präsident der Republik der Romanen, saß sorgenvollen Antlitzes in seinem Pariser Arbeitszimmer. Mit einem Lächeln schmerzlicher Wehmut blätterte er in einem Heftchen, das die Jahreszahl 1913 trug und auf dessen Titelblatt in den komplizierten Buchstaben der damaligen Zeit zu lesen stand:

„Die Verhinderung des Geburtenrückgangs auf nationalökonomischem Wege.“

„Die glücklichen Menschen“, murmelte der Präsident vor sich hin. „Diese so winzige Sorge scheint ihre größte Sorge gewesen zu sein.“ (S. 89, „Im Jahre 3000“)

Jean Dormal regiert im Jahr 3000 die Republik, die unter einem unvorhergesehenen

Problem leidet, denn vor vierhundert Jahren hat ein Professor Malame die Unsterblichkeitsformel entwickelt. Seither muss die rapide Zunahme der Menschheit mit drastischen Mitteln bekämpft werden.

Jean Tormal (sic) erblasste: „Gaston, du Entsetzlicher, was bringst du?“ Die Miene des Angeredeten wurden noch um einen Schatten trauriger, als er den Freund erblickte.

„Die fälligen hunderttausend Todesurteile dieser Woche. Bald reichen sie nicht mehr aus, die Bevölkerung wächst enorm.“

„Sag, Gaston, mein einst so fröhlicher Gaston, fühlst du gar nichts bei deiner völkermordenden Tätigkeit?“

„Ich bin das Schicksal, Jean Dormal, über meinen Gefühlen steht die Pflicht. Vor zwei Monaten löste ich den Tod meines Söhnchens, vor dreien den meines Vaters. Schließlich, was hast du voraus? Ich löse, du unterschreibst.“
(S. 90)

Jeder Bürger hat jeden Morgen eine geschmacklose Pille zu nehmen, die in einem genau berechneten Prozentsatz ein sofort tödlich wirkendes Gift enthält, damit die Stabilität der Bevölkerungszahl gewahrt bleibt.

Dann sah er nach der Uhr, wusch sich und kleidete sich an. „Höchste Zeit, morgen muss ich meine Doktorarbeit abliefern“, seufzte er und blickte zu dem kleinen, wackligen Tisch hinüber, wo ein Manuskript lag. „Die Verhinderung des Geburten-Rückganges auf nationalökonomischem Wege“ stand darauf. (S. 94)

Glücklicherweise erweist sich diese Zukunftsvision als Albtraum des Studenten Jean Dormal, der am heutigen Tag seine Doktorarbeit über die Verhinderung des Geburtenrückgangs abliefern muss.

„Im Jahre 3000“ schildert eine abschreckende Zukunft, endet aber mit einer erlösenden Pointe.

In einer dunklen Straße des dunkelsten Montmartre hatten die beiden Freunde vier Treppen hoch ein Zimmer gemietet.

Es war ein großes, unfreundliches Zimmer, dessen einziges Fenster auf einen Lichtschacht führte und in dem selbst an den sonnenfrohesten Sommertagen, wenn die Lichtstrahlen draußen auf der wonnezitternden Luft Orgien feierten, nur ein fahler, unsagbar melancholischer Dämmererschein drang.

Die stete Dämmerung hatte sich an jedem einzelnen Inventarstück des Zimmers festgesogen und es mit einem Hauch der Vergänglichkeit überzogen, der fast greifbar zu sein schien.

Es schlug Mitternacht.

Auf dem roh gearbeiteten Schreibtisch am Fenster brannte eine Öllampe mit einem grünen Schirm. Der Schirm war an zwei Stellen zerrissen. Durch die Löcher fielen zwei gelbliche Lichtkegel auf zwei Stellen in der hinteren und der rechten Wand. Der erstere beleuchtete das unheimlich blasse Gesicht eines Schläfers, der in dem einen der beiden

dort stehenden Betten lag. Faszinierend schauerlich sah das aus, viel schauerlicher als das Selbstmörderskelett, auf welches der andere Lichtkegel mündete und das sich der Anatomiestudent für einen ganzen Monatswechsel von dem Wärter der Morgue hatte zurechtkochen lassen. (S. 101, „Hemmungen. Psychopathisches“)

Zwei Studenten – Gustave Mahler, Psychiatrie, und Gaston Tréville, Anatomie – teilen sich in Paris ein Zimmer.

Während Gaston den Schlaf des gerechten Rausches schläft, wälzt Gustave einen schweren Schinken über Psychopathologie.

Durch das halb geöffnete Fenster wälzte sich die Nacht herein; es war aber keine Frühlingsnacht und auch keine Sturmoder Regennacht, es war „die Nacht“. Sie nahm von den Dingen Besitz, sie kroch in die leeren Augenhöhlen des Selbstmörders und des Mikrozephalen. Sie fraß sich in die Seele des Studierenden, sie krallte sich in dessen Stirn fest und riss die Gedanken heraus, deren Stelle

sie mit ihrem weichen, schwarzen, Phantasie erhitzenden Nichts erfüllte. Sie legte sich wie ein polierter Ebenholzrahmen um die Konturen jenes bleichen Gesichtes an der Wand, so dass es aussah, wie das Haupt des Täufers auf einer schwarzen Schüssel. (S. 102)

Wie es scheint, ist Gustave nicht gefestigt genug für eine derartige Lektüre, denn der Wahnsinn beginnt sich bereits in sein Hirn einzuschleichen.

Eine Maus huschte über den Fußboden. Die prickelnden Töne der winzigen Krällchen suchten nach Gustaves Gedanken, worauf es in dem Gehirn des Studenten einen Ton gab, gleich dem Aufziehen eines Automaten. Langsam, leise, plärrend kam es dann über seine Lippen:

„So sind also die Hemmungen gewissermaßen das Sicherheitsventil, aus dem beim gesunden Menschen die spontanen Eingebungen schädlicher Instinkte harmlos verpuffen, sobald sie den elementaren Grundsätzen mensch-

licher Gesellschaftsordnung zuwiderlaufen. Menschen, bei denen die Hemmungen aussetzen, nennen wir teils Geisteskranke, teils Verbrecher.“ (S. 103)

Immerhin ist Gustave noch in der Lage, seine zunehmend besorgniserregenden Wahrnehmungen psychiatrisch korrekt einzuordnen.

Das Grauen, das alles zerreiende Grauen wuchs ins Bodenlose, es wurde zum körperlichen Schmerz. Die Haare sträubten sich mit einem Ruck, als ob sie an einem Scharnier sen; auf der trocken-klebrigen Zunge entstand ein metallischer Geschmack. Im Schädel aber, dort, wo jetzt das Hirn verbrannte, da sprang die Wut gegen die Schläfen und suchte nach einem Auswege.

„Es ist sehr qualvoll, bei lebendigem Körper in Entsetzen zu verbrennen“, durchzuckte es Gustave; ganz flüchtig hörte er aus weiter, weiter Ferne noch einmal den plrrenden Automaten. „Derartige Instinkte können entweder auf entwicklungsgeschichtlicher Basis

beruhen oder im Gegenteil aus dem überreizten Nervenleben des Kulturmenschen resultieren. Die Hemmungen —“ Alles andere verlor sich in einem schnarrenden, schnarchenden Geräusch. (S. 105)

Schritt für Schritt wird Gustave weiter in die Abgründe des Wahnsinns hineingezogen. Er packt einen Griff und stürzt sich auf den schlafenden Gaston, ihn zu erdolchen.

„Ich bitte deinen Magen um Entschuldigung, Freund, wenn meine große Zehe ihn gekränkt hat, aber, bedenke, es ist dies der dritte Abend, an dem du mir mit deinem Gummischlauch im Gesichte herumfummelst. Wenn du vermeinst, der Wissenschaft mit psychopathischen Selbstexperimenten über Autohypnotismus, Hemmungen und dergleichen zu nutzen, so habe die Freundlichkeit, dir ein anderes Objekt zu wählen. [...]“ (S. 106)

Gaston, durch überreichlichen Genuss von Absinth betäubt, erwacht nun doch. Zu sei-

nem Glück hat Gustave in seinem Wahn nicht den Griff eines Messers gepackt, sondern nur einen Gummischlauch, mit dem er seinem Freund zusetzen wollte.

Für Gaston ist die Angelegenheit sonnenklar: Gustave hat sich zum Zweck des Studiums der Geisteskrankheit in das Wesen eines Kranken versetzt und dessen Mordtat mit einem Gummischlauch durchgespielt – es scheint, als wäre dies nicht das erste Mal, dass Gaston so unfreundlich geweckt wurde.

Gustave bestätigt Gastons Annahme – aber kann man sich wirklich sicher sein, dass sich Gustave nicht eines Tages zu sehr in seine Rolle hineinsteigern wird und fataalerweise in seiner Selbsthypnose tatsächlich ein Messer zu greifen bekommt? Witzigerweise empfiehlt Gaston ausgerechnet Absinth als Abhilfe gegen überarbeitungsbedingte Geistesstörungen.

Man kann die Erzählsammlung *Homunkulus* nicht stark genug loben, denn Alfred Mann versteht es nicht nur, den Leser immer wieder aufs Neue zu überraschen und zu verblüffen, nein, er ist auch, wie insbesondere die Erzählung „Hemmungen“ zeigt,

ein exzellenter Stilist, der die beabsichtigten Effekte aufs Genaueste trifft.

Wie dem Vorwort des Herausgebers Lars Dangel zu entnehmen ist, hat Alfred Manns zwar über vierhundert Kurzgeschichten verfasst und veröffentlicht, aber es existiere bisher kein Buch mit seinem Namen. Sicherlich werden sich die meisten Leser dieser ersten Sammlung wünschen, dass in der Edition Dornbrunnen noch weitere Bände dieses Autors erscheinen werden.



*Goodis, David: Down There

David Goodis [David Loeb Goodis, 1917–1967]

Down There

**Gold Medal Books, Fawcett Publications
(TB 185 S./\$.25)**

Robbinsdale, Minnesota 1956

Genre: Krimi

Maybe this is it, he thought. Maybe this is the street you want. No, your luck is running good but not that good, I think you'll hafta do more running before you find that street, before you see that lit-up sign, that drinking joint where Eddie works, that place called Harriet's Hut.
(S. 6)

Turley ist in Philadelphia auf der Flucht vor zwei professionellen Verfolgern in einem Buick und hat sich im Nebel bereits den Kopf schwer gestoßen. Er ist auf der Suche nach der Kneipe Harriet's Hut, wo sein Bruder Eddie als Klavierspieler arbeitet.

Schließlich erreicht er die Kneipe.

The place was really packed. All the tables were taken, and there wasn't a single empty chair for a leg-weary newcomer.

But the leg-weary man wasn't looking for a chair. He was looking for the piano. He could hear the music coming from the piano, but he couldn't see the instrument. A viewblurring fog of tobacco smoke and liquor fumes made everything vague, almost opaque. Or maybe it's me, he thought. Maybe I'm just about done in, and ready to keel over. (S. 7)

Turley hat offenbar eine Gehirnerschütterung erlitten, denn seine Wahrnehmung ist ebenso beeinträchtigt wie seine Fortbewegung.

„It's me,” the man said, shaking the musician's shoulder. „It's Turley. Your brother Turley.”

The musician went on making the music. Turley sighed and shook his head slowly. He thought, You can't

reach this one. It's like he's in a cloud and nothing moves him.

But then the tune was ended. The musician turned slowly and looked at the man and said, „Hello, Turley.”

„You're sure a cool proposition,” Turley said. „You ain't seen me for six-seven years. You look at me as if I just came back from a walk around the block.” (S. 8)

Eddie scheint nicht erstaunt zu sein über das Auftauchen seines Bruders, den er sieben Jahre lang nicht mehr gesehen hat, und begeistert ist er offenbar auch nicht.

Aber Turley braucht dringend ein Versteck, und nur Eddie kann ihm ein solches bieten. Nebenher erfahren wir auch, dass der abgerissene Eddie früher ein gefeierter Konzertpianist war.

„That's them,” Turley said.

Eddie went on making the music.

„That's them, all right,” Turley said matter-of-factly.

The door closed behind the two men and they stood there turning their

heads very slowly, looking from crowded tables to crowded bar back to the tables, to the bar again, looking everywhere.

Then they spotted Turley. They started forward.

„Here they come,” Turley said, stiffly matter-of-factly. „Look at them.”

Eddie’s eyes stayed on the keyboard. He had his mind on the keyboard. The warm-cool music flowed on and now it was saying to Turley, It’s your problem, entirely yours, keep me out of it. (S. 21f)

Die Verfolger tauchen auf, aber Eddie spielt weiter, als ginge ihn die Sache nichts an. Turley flieht, die Verfolger setzen ihm nach, doch Eddie stößt wie aus Versehen einen Stapel Bierkästen um, die ihnen den Weg versperren.

Die beiden Professionals, die sich Morris und Feather nennen, passen Eddie auf der Straße ab und wollen ihn zwingen, in ihren Wagen einzusteigen.

Morris said to Eddie, „Get in the car. You gonna get in the car?”

„If I feel like it.” Eddie was smiling again. „Right now I don’t feel like it.”

Morris frowned. „What’s the matter with you? You can’t be that stupid. Maybe you’re sick in the head, or something.” And then, to Feather, „How’s he look to you?”

Feather was studying Eddie’s face. „I don’t know,” he murmured slowly and thoughtfully. „He looks like he can’t feel anything.”

„He can feel metal,” Morris said. „He gets a chunk of metal in his face, he’ll feel it.” (S. 49)

Die Kellnerin Lena, die anscheinend Sympathien für Eddie empfindet, kommt hinzu, und so steigen die Beiden wohl oder übel ins Auto. Eddie soll ihnen den Weg zu der abgelegenen Kürbisfarm von Eddies Eltern zeigen, bei denen noch der älteste Bruder Clifton lebt und zu denen sich Turley vermutlich geflüchtet hat.

Morris nudged Eddie’s shoulder. „Give.”

„Not yet,” Feather said. „Wait’ll we cross the bridge into Jersey. Then he’ll tell us what roads to take.”

„Maybe he don’t know,” the waitress said.

„You kidding?” Feather flipped it at her. „He was born and raised in that house. For him it’s just a trip to the country, to visit the folks.”

„Like coming home for Thanksgiving,” Morris said. Again he touched Eddie’s shoulder. This time it was a friendly pat. „After all, there’s no place like home.”

„Except it ain’t a home,” Feather said softly. „It’s a hide-out.” (S. 59)

Aber Lena, die neben dem Fahrer sitzt, tritt unvermutet aufs Gas, so dass das Auto auf eine Gruppe Fußgänger zurast. Es gibt eine kleine Panik, die Polizei ist zur Stelle, und Lena und Eddie nutzen die Gelegenheit, sich von den Professionals zu verabschieden.

Ein Rückblick zeigt uns die Vergangenheit von Eddie, als er noch Edward Webster Lynn hieß. Er hatte eine große Karriere als

Konzertpianist vor sich, aber als er erfuhr, dass ihm dies seine Frau durch sexuelle Gefälligkeiten an den Produzenten ermöglicht hatte, trennte er sich in Abscheu von ihr. Als sie daraufhin Selbstmord verübte, wurde Eddie von Selbsthass und Selbstmitleid ergriffen und führt seither das denkbar erbärmlichste Leben als Pianospiele in einer Kneipe.

„All right,” she said. „All right, Edward.”

There was a rush of quiet. It was like a valve opening and the quiet rushing in.

„Or is it Eddie?” she asked herself aloud. „Well, now it’s Eddie. It’s Eddie at the old piano, at the Hut. But years ago it was Edward—”

He waved his hand sideways, begging her to stop it.

She said, „It was Edward Webster Lynn, the concert pianist, performing at Carnegie Hall.”

She turned away and walked into the five-and-dime. (S. 66f)

Natürlich kennen seine Brüder sein Geheimnis, aber offenbar ist es auch Lena bekannt.

Als der Rausschmeißer der Kneipe, ein früherer und jetzt fett gewordener Wrestler mit dem Künstlernamen Harleyville Hugger, Lena schlägt, nimmt Eddie den Kampf mit ihm auf. Fast wäre es ihm gelungen, den schwerfälligen Hugger bewusstlos zu schlagen, aber im letzten Augenblick packt ihn der Ringer in seinen Todesgriff, aus dem sich Eddie nur befreien kann, indem er ihn ersticht.

Jetzt muss Eddi auf die elterliche Farm fliehen, wobei ihn Lena begleitet. Die Eltern wurden vorsorglich von Clifton weggeschickt, dafür ist Turley bereits da. Eddi könnte wieder zurück nach Philadelphia, denn Lena berichtet ihm, dass seine Freunde den Tod des Huggers der Polizei gegenüber als Unfall dargestellt haben, aber da tauchen bereits Morris und Feather auf, bewaffnet mit Tommy Guns. Die drei Brüder setzen sich erfolgreich zur Wehr, doch Clifton und Turley springen mit dem Geld, das sie der Gangsterorganisation gestohlen haben, ins Auto und rasen weg, Eddie und

Lena zurücklassend. Morris und Feather verfolgen sie, nicht ohne vorher noch eine Salve auf die hinzukommende Lena abzufeuern.

He couldn't see her now, he was concentrating on the Buick. The Tommy had stopped firing and the Buick was moving again. It picked up speed going toward the wagon path and he thought, It's the Packard they want, they're going away to go after the Packard. Will they get it? It really doesn't matter. You don't even want to think about it. You got her to think about. Because you can't see her now. You're looking and you can't see her.

Where is she? Did she make it back to the woods? Sure, that's what happened. She ran back and she's waiting there. So it's all right. You can go to her now. The hornets are gone and it's nice to know you can drop the gun and go to her.

He dropped the .38 and started walking through the snow. At first he walked fast, but then he slowed, and then he walked very slowly. Finally he stop-

ped and looked at something half hidden in the deep snow.

She was resting face down. He knelt beside her and said something and she didn't answer. Then very carefully he turned her onto her side and looked at her face. There were two bullet holes in her forehead and very quickly he looked away. Then his eyes were shut tightly and he was shaking his head. There was a sound from somewhere but he didn't hear it. He didn't know he was moaning. (S. 154)

Lena ist tot. Eddi kehrt nach Philadelphia zurück und spielt wie bisher in Harriet's Hut Klavier.

He heard Clarice saying, „Give, man. You got an audience.”

And they're waiting, he thought. They've been coming here every night and waiting.

But there's nothing you can give them. You just don't have it to give.

His eyes were closed. A whisper came from somewhere, saying, You can try. The least you can do is try.

Then he heard the sound. It was warm and sweet and it came from a piano. That's fine piano, he thought. Who's playing that?

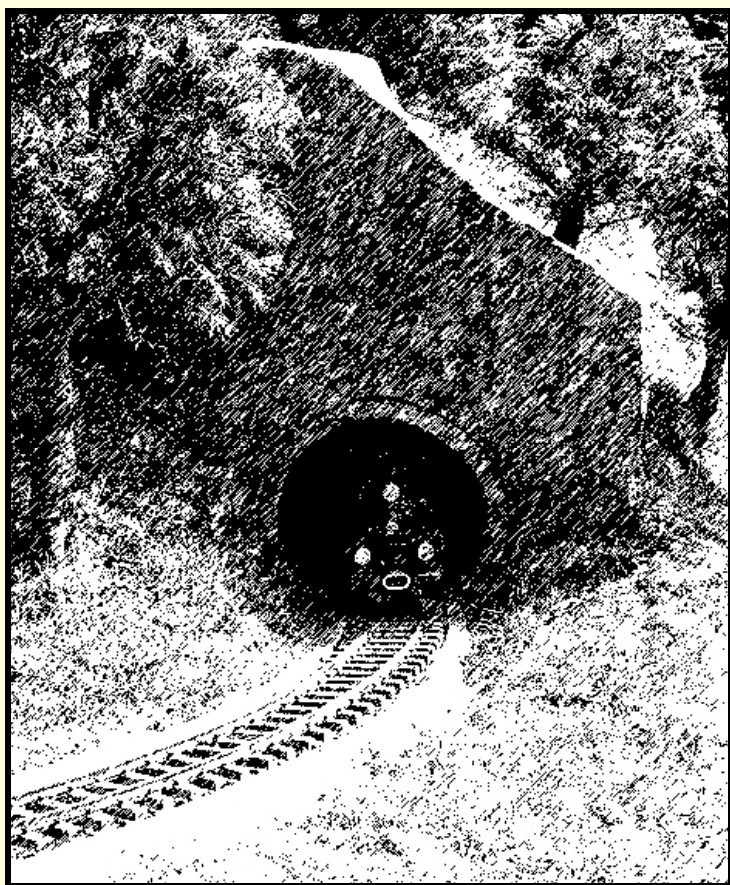
He opened his eyes. He saw his fingers caressing the keyboard. (S. 157)

Ende.

Auf der einen Seite ist *Down There* ein faszinierender, vorzüglich erzählter Krimi mit einem tragischen Hintergrund: Der schwer depressive Eddie, der den Tod seiner Frau verschuldet hat, will um keinen Preis mehr eine Bindung eingehen, und seine kriminellen Brüder will er am allerwenigsten sehen. Und doch wird er in deren Umtriebe hineingezogen und zieht die Kellnerin Lena mit – und ein zweites Mal verursacht Eddie den Tod einer Frau, die ihn liebt. Der Roman endet, wie er beginnt, mit einem depressiven Klavierspieler, der die Welt um ihn her kaum mehr wahrnimmt.

Allerdings hat es David Goodis gefallen, jede, aber auch wirklich jede Szene doppelt so breit auszumalen wie nötig, so dass der Roman, der eigentlich sehr cool daherkommt, einen melodramatischen Anstrich bekommt. Und um das Maß voll zu machen, packt der Autor noch eine überflüssige Rückblende auf die Vergangenheit des Protagonisten mit hinzu, die man mit einer paar Sätzen hätte darstellen können. Der Stoff, so faszinierend er auch ist, reichte gut für eine Novelle – die er vielleicht auch einmal war? – trägt aber nicht einen ganzen Roman.

Bekannt geworden ist *Down There* dank seiner Verfilmung durch François Truffaut (1932–1984) unter dem Titel *Tirez sur le pianiste* aus dem Jahr 1960. Der deutsche Titel, *Schießen Sie auf den Pianisten*, hat, nebenbei bemerkt, einen anderen Beiklang, weil der Originaltitel suggeriert, dass man den so harmlos erscheinenden Pianisten (Charles Aznavour, geb. Shahnourh Vaghinag Aznavourian, 1924–2018) als ersten erschießen muss, da er der gefährlichste Gegner ist.



DER TUNNEL

Erzählung

Christian Knieps

Es begann mit einer Abwesenheit davon, und vielleicht war es genau das, was ihn im ersten Moment innehalten ließ – nicht der Ausfall der Verbindung, nicht das vertraute, kurze Knacken im Funkgerät, das jeder Fahrer kannte und längst nicht mehr bewusst wahrnahm, sondern die Art, wie die Welt für einen Augenblick stillzustehen schien, als hätte jemand die Geräuschkulisse der Stadt einfach ausgeblendet, als wäre da plötzlich nichts mehr zwischen ihm und diesem dunklen, schmalen Stück Strecke, das sich vor ihm auftat wie ein Riss.

Er fuhr diese Linie seit zwölf Jahren, kannte jede Kurve, jede minimale Steigung, die Stellen, an denen die Schienen einen anderen Klang hatten, weil sie älter waren oder anders verlegt, kannte sogar die Punkte, an denen Fahrgäste instinktiv näher an die Türen rückten, lange bevor der Zug tatsächlich langsamer wurde. Und doch gab es diesen Abschnitt, von dem alle sprachen, aber niemand offiziell wusste – ein blinder Fleck zwischen zwei Stationen, der in keinem Plan verzeichnet war, nicht als Besonderheit oder als Fehler, nur als eine Strecke wie jede andere, und gerade darin lag etwas Unheimliches, weil es bedeutete, dass das, was dort geschah, nicht vorgesehen war und trotzdem immer wieder passierte.

Neunzig Sekunden, sagten manche. Ein bisschen mehr, sagten andere. Er, der hier jeden Tag vorbeifuhr, hatte nie nachgemessen. Bis zu diesem einen Abend.

Der Tunnel lag wie immer vor ihm, als der Zug aus der beleuchteten Station hinausglitt, und für einen kurzen Moment spiegelte sich das Licht der Bahnsteiglampen in der Frontscheibe, überlagerte sein eigenes Gesicht, ließ es fremd wirken, flach,

beinahe zweidimensional, bevor es verschwand und die Dunkelheit zurückkehrte, diese kompakte, dichte Dunkelheit, die nichts preisgab, die nicht einmal Tiefe hatte, sondern einfach da war, als würde man in etwas hineinfahren, das nicht Raum, sondern Zustand war.

Das Funkgerät knackte kurz – dann folgte: nichts.

Er registrierte es, wie man etwas registriert, das man schon hundertmal erlebt hat. Ein kurzer Blick auf die Anzeige, ein automatisches Überprüfen, ob alle Systeme normal liefen, und dann wieder nach vorn, immer nach vorn, weil es keinen Grund gab, irgendwo anders hinzusehen. Doch dann kam die Stimme. Zuerst so leise, dass er dachte, es sei ein Restsignal, ein Überbleibsel aus einer anderen Verbindung, vielleicht ein anderer Fahrer, der noch nicht ganz aus dem Netz gefallen war. Ein Fragment, das sich verirrt hatte. Ein technischer Fehler.

„Papa?“

Er blinzelte, ohne zu verstehen, was er gehört hatte, und für einen Moment tat er das, was man immer tut, wenn etwas nicht

in die Wirklichkeit passt: Er ordnete es falsch ein, verschob es in eine Kategorie, in der es keinen Schaden anrichten konnte. Eine Störung, dachte er.

„Papa, bist du da?“

Jetzt war die Stimme klarer, und mit der Klarheit kam etwas anderes, etwas, das sich nicht sofort benennen ließ oder das sich nicht in Worte fassen ließ, weil es nicht aus Gedanken bestand, sondern aus einem körperlichen Wissen, das schneller war als jede bewusste Einordnung.

Seine Hände blieben am Steuer, aber er spürte, wie sich die Finger anspannten, wie sich der Druck veränderte, minimal, kaum sichtbar, und doch war es der erste Bruch in der Routine.

„Wer ist da?“, sagte er schließlich zögernd, und seine eigene Stimme klang fremd in dem kleinen Raum, als gehöre sie nicht mehr ganz ihm.

Ein kurzes Rauschen folgte. Dann wieder: „Ich bin’s.“

Er hätte den Namen sagen können, sofort, ohne zu zögern, weil er ihn kannte, weil er ihn jeden Tag gedacht hatte, seit jenem Nachmittag, der sich in sein Leben

eingeschnitten hatte wie ein sauberer, unwiderruflicher Schnitt, nach dem nichts mehr so gewesen war wie zuvor. Aber er sagte es ihm nicht.

Vielleicht, weil er wusste, dass das Aussprechen etwas verändern würde. Vielleicht, weil er Angst hatte, dass die Stimme dann verschwinden würde. Die neunzig Sekunden waren vorbei, bevor er begriff, dass sie überhaupt begonnen hatten.

Das Funkgerät knackte erneut, die Verbindung war zurück, und mit ihr die Welt, die Geräusche, das leise Summen der Systeme, das ferne Murmeln der Fahrgäste hinter der Kabinentür, alles an seinem Platz, alles wie immer.

Nur die Stimme war weg.

Beim nächsten Mal war er vorbereitet, zumindest glaubte er das. Er hatte sich eingeredet, dass es eine Einbildung gewesen war, ein Produkt aus Müdigkeit, aus dieser seltsamen, schleichenden Erschöpfung, die sich in den Monaten nach dem Unfall in ihm festgesetzt hatte, ohne dass er sie wirklich bemerkte, weil sie nicht laut war, nicht dramatisch, sondern unterschwellig,

konstant, wie ein Hintergrundrauschen, das man erst wahrnimmt, wenn es plötzlich fehlt – und doch war da etwas geblieben. Ein minimaler Rest. Eine Erwartung, die er nicht abschütteln konnte.

Als der Zug wieder in den Tunnel glitt, spürte er sie sofort, diese kaum greifbare Veränderung, dieses Zurücktretten der Welt, als würde jemand die Lautstärke herunterdrehen, nicht vollständig, nur ein wenig, gerade so viel, dass etwas anderes Platz bekam. Das Funkgerät knackte. Dann: „Du hast mich gehört, oder?“

Er schloss für einen Moment die Augen, nur für einen Wimpernschlag, und als er sie wieder öffnete, war alles noch da – der Tunnel, die Anzeigen, die Geschwindigkeit, die exakt im vorgesehenen Bereich lag.

„Das geht nicht“, sagte er, mehr zu sich selbst als zu ihr.

„Doch“, kam die Antwort, und sie klang jetzt näher, nicht räumlich, sondern anders, als wäre sie weniger verzerrt, weniger gefiltert durch das, was auch immer zwischen ihnen lag.

„Wo bist du?“

Es entstand eine Pause.

„Hier.“

Er hätte lachen können über diese Antwort, hätte sie als kindlich abtun können, als ungenau oder unbrauchbar, und vielleicht tat ein Teil von ihm genau das, aber ein anderer Teil hörte etwas anderes darin, etwas, das nicht in der Bedeutung lag, sondern in dem, was sie nicht sagte.

Hier bedeutete nicht einen definierten Ort. Hier bedeutete: nicht dort, wo du gerade hinschaust! Auf jeden Fall: nicht bei ihm.

„Du musst mich holen“, sagte die Stimme.

Plötzlich war da eine Richtung, ein Ziel, etwas, das sich greifen ließ.

„Wie soll ich das anstellen?“

„Du musst kommen.“

Die neunzig Sekunden vergingen wieder zu schnell, zerrannen zwischen Fragen und Antworten, die sich nicht vollständig formten, die fragmentarisch blieben, wie ein Gespräch, das durch eine zu schmale Öffnung gepresst wurde.

Als die Verbindung abbrach, saß er noch einen Moment da, obwohl der Zug längst wieder im Licht der nächsten Station stand;

die Türen öffneten und schlossen sich wieder, obwohl alles weiterging.

Nur er blieb zurück.

Es wurde zu einem Rhythmus – seinem Rhythmus. Nicht umgehend, nicht von einem Tag auf den anderen, sondern schleichend, beinahe unmerklich, wie etwas, das sich in den Alltag einschreibt, ohne dass man es bewusst zulässt. Er fuhr die Strecke, wartete auf den Tunnel, auf die Stille, das Knacken, das den Übergang markierte, und jedes Mal war sie da, ein wenig klarer, ein wenig greifbarer, als würde sich etwas stabilisieren, als würde die Verbindung lernen, sich selbst aufrechtzuerhalten.

Sie sprach von einem Ort, der keiner war, von Dunkelheit, die nicht einfach das Fehlen von Licht war, sondern etwas Eigenes, etwas, das sich bewegte, ohne sich zu verändern, und er hörte zu, stellte Fragen, die sich immer wieder im Kreis drehten, weil es keine neuen Antworten gab, nur Variationen des Gleichen.

Eines Abends sagte sie dann: „Es gibt einen Weg.“

Er hielt den Atem an, ohne es zu merken.

„Du musst die Türen öffnen“, fuhr sie fort, und ihre Stimme war jetzt so klar, dass er für einen Moment vergaß, dass sie aus dem Funkgerät kam. „Im Tunnel.“

Er sah nach vorn, in die Dunkelheit, die sich wie immer vor ihm ausbreitete, und zum ersten Mal dachte er nicht nur daran, hindurchzufahren.

„Und dann? Was passiert dann?“

„Dann steigst du aus.“

Die Worte waren einfach, beinahe banal, und doch lag in ihnen eine Schwere, die er sofort spürte, als hätte sich etwas in ihm verändert, als wäre eine Grenze berührt worden, die bisher nur theoretisch existiert hatte.

„Dann finde ich dich?“, fragte er vorsichtig und versuchte, seine Unsicherheit zu unterdrücken.

Es entstand eine kurze Pause.

„Ja.“

Er hätte an dieser Stelle aufhören können, hätte es als das erkennen können, was es war: eine Unmöglichkeit, einen Fehler,

etwas, das nicht in die Welt passte. Aber er tat es nicht.

„Es gibt nur eine Regel“, sagte sie.

Natürlich, dachte er. Natürlich gibt es eine Regel. Das wird auch keine einfache sein.

„Du darfst dich nicht umdrehen.“

Er nickte, obwohl sie es nicht sehen konnte.

„Egal, was du hörst. Verstehst du mich?“

Er nickte erneut, obwohl er ahnte, dass das eine Herausforderung werden würde, der er bisher noch niemals begegnet war.

Der Abend, an dem er es tat, unterschied sich in nichts von den anderen. Vielleicht war genau das der Grund, warum es möglich war. Der Zug war nicht voller als sonst, nicht leerer, die Stimmen der Fahrgäste waren gedämpft, wie immer, ein Hintergrund, der keine Aufmerksamkeit verlangte. Die Anzeigen funktionierten, die Geschwindigkeit war korrekt, alles war, wie es sein sollte – und doch war da dieses Wissen, das sich nicht mehr zurückdrängen ließ, diese

Entscheidung, die längst gefallen war, lange bevor er sie bewusst traf.

Der Tunnel kam. Die Stille kam. Das Knacken kam.

„Jetzt“, sagte sie.

Er zögerte keinen einzigen Augenblick. Seine Hand bewegte sich fast von selbst, ein Ablauf, den er tausendmal geübt hatte, nur dass er diesmal nicht vorgesehen war, nicht erlaubt, kein Teil irgendeiner Vorschrift, die er aber auch nicht kannte.

Die Türen öffneten sich; ein kalter Luftzug drang in die Kabine, roch nach Metall und etwas anderem, etwas, das er nicht sofort einordnen konnte, etwas, das nicht nach der Welt über ihnen roch. Er stand auf. Jeder Schritt war klar, präzise, als hätte er ihn vorher geplant, als gäbe es keinen Zweifel, keinen Raum für Unsicherheit.

Hinter ihm stand der Zug – vor ihm lag die tiefe Dunkelheit.

„Komm“, sagte sie.

Er nahm tief Luft und ging. Erst einen Schritt, dann den nächsten, immer weiter. Die Schienen unter seinen Füßen waren uneben, aber er spürte es kaum, weil sich seine Aufmerksamkeit nach vorn richtete,

auf die Stimme, die ihn leitete, die näher wurde, mit jedem Schritt, als würde sich der Raum zwischen ihnen verkürzen.

„Du bist fast da“, sagte sie.

Doch dann kam das Geräusch. Zuerst leise, kaum mehr als ein Echo, ein niedrigschwelliger Nachhall, der nicht zuzuordnen war, der sich nicht sofort in eine Form brachte, und mitunter hätte er ihn ignorieren können, hätte er ihn als Teil des Tunnels abtun können, als akustische Täuschung, als etwas, das keine Bedeutung hatte. Aber er tat es nicht. Das Geräusch wurde deutlicher: Es war ein Weinen, nicht laut oder verzweifelt, sondern gedämpft, als käme es von weit her, und doch war es nah genug, um erkannt zu werden, um sich festzusetzen und Fragen zu erzeugen, die sich nicht mehr abschütteln ließen.

„Geh weiter“, sagte die Stimme vor ihm.

Er tat es. Ein Schritt, dann noch einer.

Das Weinen hinter ihm wurde lauter – oder vielleicht bildete er es sich nur ein.

„Nicht umdrehen, habe ich dir gesagt!“, forderte sie.

Natürlich, dachte er. Natürlich nicht!

Dennoch war da dieser Impuls, der sich nicht aus Gedanken speiste, sondern aus etwas Tieferem, etwas, das nicht fragte, nicht abwog, sondern einfach da war, ein schmerzender Drang, der sich in seinem Körper ausbreitete, der sich in seinen Nacken setzte, in seine angespannten Schultern, in den instinktiven Reflex, der ihn dazu brachte, verstehen zu wollen, das Gehörte einordnen zu wollen, um absolut sicherzugehen.

Was, wenn –

Er hielt inne.

„Komm zu mir“, sagte sie wieder, und jetzt lag etwas Drängendes in ihrer Stimme.

Das Weinen hinter ihm wurde klarer. Dann folgte ein zweites. Oder ein Echo davon?

Er wusste es nicht. Er konnte es nicht wissen. Doch genau das war es, diese Unsicherheit, die sich seiner bemächtigte.

Der Moment dehnte sich, verlor seine Zeit, wurde zu etwas, das nicht mehr messbar war, nicht mehr in Sekunden, nicht mehr in Bewegungen, sondern nur noch in dieser einen Entscheidung, die alles trug, die alles hielt.

Vertrauen oder Gewissheit.

Er schloss für einen Moment die Augen – und drehte sich um.

Als man den Zug fand, stand er noch im Tunnel: Die Türen waren geöffnet, das Licht brannte, die Anzeigen funktionierten, alles war, wie es sein sollte. Nur er, der Fahrer, war nicht mehr da.

Wenn man lange genug dort stand, sagten später einige, konnte man für einen kurzen Moment glauben, etwas zu hören. Ein leises Rauschen. Oder mehr: ein Knacken. Und dann, ganz kurz, eine Stimme – oder waren es gar zwei?



Thomas von Aquin (1225–1274)
postumes Gemälde von Carlo Crivelli, 1476

FEINER GEIST

Einstein 155

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird:

– Aquin, Thomas von: Summa Theologica. 1. Band. Verlag Styria, Graz Wien Köln, 1982.

– Blavatsky, Helena Petrowna: Geheimlehre I. Verlag Esoterische Philosophie, Hannover 1999. Zitiert als „Blavatsky 1“.

– Crowley, Aleister: Magick 1. Kersken-Canbaz-Verlag, 29468 Bergen/Dumme 1993.

– Levy, Joel: Paradoxien und Gedankenexperimente. Anaconda Verlag, Köln 2017.

Die Schwerkraft ist etwas Alltägliches, was uns und unseren Körper zutiefst formt und berührt. Halten wir objektiverweise etwa einen Apfel in den Händen, so fällt er, losgelassen, nach unten, hin zur Erde. Woraus folgt: Erde und Apfel erkennen sich zwangsläufig gegenseitig. Dies, wie Einstein es macht, mit der Krümmung des Raumes zu erklären, ist abwegig. Die Gravitation (Schwerkraft) ist also wirksam, doch unerkannt, sonst würde man sie ja nutzen, und Autos etwa würden nicht mühsam über den Erdboden kriechen, sondern fliegen.

Die alles (und uns) beherrschende Schwerkraft hat also immer schon die Gemüter bewegt. Dabei ist man schon in frühen Zeiten auf die auch beim Aufenthalt (der US-Astronauten) auf dem Mond nachgewiesene Tatsache gestoßen, daß zwei unterschiedlich schwere oder massive Körper (beispielsweise ein schwerer Hammer und eine leichte Nadel) gleich schnell fallen (sofern man die störende Wirkung der Erdatmosphäre außer Acht läßt).

Alle Körper, egal, von welcher Masse, fallen also gleich schnell (den Luftwider-

stand abgerechnet). Eine Feder fällt genau so schnell wie ein schwerer Metallblock.

Aus den Anmerkungen des nachfolgend zitierten Buches:

„So der Satz, daß die Körper im luftleeren Raum alle gleich schnell fallen, den Aristoteles aus rein metaphysischen Überlegungen heraus aufstellte, denn er hatte noch nicht die Möglichkeit, dies im Versuch nachzuprüfen.“ (Aquin, S. 419, Anmerkungen)

Demgegenüber steht folgende Aussage, welche sich auf diese als natürlich vorgebrachte Meinung stützt:

„Aristoteles argumentierte auch, es liege in der Natur des Fallens, daß schwere Gegenstände ihren natürlichen Ort schneller anstreben als leichte. Mit anderen Worten: je schwerer ein Objekt ist, desto schneller fällt es. Oberflächlich betrachtet, erscheint das vernünftig. Wer in einer Hand einen schweren Gegenstand hält und in der anderen einen leichteren, spürt, daß der schwerere

stärker nach unten zieht. Muß er daher nicht auch schneller fallen, wenn man ihn losläßt?“ (Levy, S. 26)

Nun ist diese Möglichkeit längst gekommen, diese von Aristoteles demnach falsch aufgefaßte Frage zu entscheiden. So etwa, wie erwähnt, beim Besuch auf dem Monde und dem dort herrschenden luftleeren Raume. Dort (unter anderem) wurde diese verblüffende Tatsache bewiesen (beide Körper, der schwere und der leichte fallen – aller Annahme zum Trotz – gleich schnell).

Und woran liegt das (dies gleich schnelle Fallen unterschiedlich schwerer oder massereicher Körper)? Gewiß fällt der schwere Körper angeblich schneller als die Feder, denn er weist ja auch viel mehr Masse auf als dieselbe. Mit dieser Überlegung macht man unangenehme Bekanntschaft, sollte einem der schwere Eisenblock etwa auf die Füße fallen.

Warum sind sie, diese beiden unterschiedlich massiven Gegenstände, nachweislich gleich schnell in ihrer Abwärtsbewegung? Der Grund liegt einfach darin, es ist sehr viel schwieriger, den massigen Ge-

genstand in Bewegung zu setzen, als die Feder. Beide Größen halten sich genau im Gleichgewicht. Darum fallen beide Körper (oder alle Körper) im luftleeren Raum gleich schnell.

Dies – das gleich schnelle Fallen aller Körper – ist also eine erste, bei der Erklärung der Schwerkraft schon früh auftauchende, mithin nachgewiesene Erkenntnis. Bleibt indes die Frage, warum fallen Körper überhaupt (hin zur Erde, hin zum Mond, hin zu jedem größeren oder schwereren oder massigeren Körper)?

„Am Anfange seiner *Principia* gab sich Sir Isaac Newton die größte Mühe, seiner Schule einzuprägen, daß er das Wort ‚Attraktion‘ mit Bezug auf die gegenseitige Einwirkung der Körper in keinem physikalischen Sinne gebrauche. ... In einem Abschnitte seiner *Principia* sagt er uns deutlich, daß, physikalisch betrachtet, Anziehungen vielmehr Antriebe sind. In *sectio XI* (Einleitung) drückt er die Ansicht aus, daß ‚es irgendeinen feinen Geist gibt, durch dessen Kraft und Wirkung alle Bewegun-

gen der Stoffe bestimmt werden...“
(Blavatsky 1, S. 532 f)

Wir fühlen uns hier – vor allem in Anbetracht der Wirkungen des „feinen Geistes“ – aufgerufen, zunächst einmal die Begründung der Schwerkraft, wie Einstein sie vorschlägt, zu erwägen. Bei Einstein beruht die Schwerkraft auf einer Krümmung des Raumes. Selbst Wissenschaftler, welche sich auf Einstein berufen, erkennen die Schwerkraft (etwa des Mondes in Bezug auf die Erde, wodurch Flut und Ebbe bewirkt werden) als etwas, worin sich eine grundsätzliche Beziehung des einen zum anderen ausdrückt.

Der Mond, um nur dieses eine Beispiel zu nennen, „erkennt“ die Erde. Die Erde ihrerseits „erkennt“ ihren Trabanten. Wie sie dies machen, ist ungeklärt, wie überhaupt eine überzeugende Begründung der Schwerkraft derzeit noch aussteht. Bei der Gravitation kann es sich jedenfalls nur um ein grundlegendes Naturphänomen handeln, in dem Sinne also: im Normalfalle zieht jedes jegliches andere an, „erkennt“ es davor also zwingend. Wir sprechen inso-

fern also von der grundlegenden Einheit im Selbstverständnis des Universums, wiederum in dem Sinne: für gewöhnlich gehören wir alle (egal, was und wie) tüchtig zusammen.

Was hat das mit der Krümmung des Raumes, worauf Einstein ja die Schwerkraft zurückführt, zu tun? Zunächst einmal, die Raumkrümmung gibt es. Sie wurde im übrigen nicht von Albert Einstein ursprünglich entwickelt oder vorgeschlagen, sondern vor ihm schon von William Kingdon Clifford (in den 1870er Jahren). Diese Raumkrümmung, welche also zugleich ein in sich geschlossenes Universum begründet, als Grundlage des Weltverständnisses (siehe Anziehung) aufzufassen, erscheint absurd.

Um dies an einem Beispiel deutlich zu machen: eine Frau und ein Mann, sie lieben einander; dies ist Anziehung in einem hohen Sinne. Welche Rolle, mit Verlaub, spielt die tatsächlich vorhandene Raumkrümmung dabei? Antwort: Keine! Die Antwort hinsichtlich dieser Art von Anziehung (welche man auch Liebe zu nennen pflegt) liegt auf einer ganz anderen, denn der physikali-

schen Ebene. Aber die modernen, materiell orientierten Wissenschaftler versuchen ein Weltproblem (wie die überall vorhandene Gravitation) technokratisch zu lösen.

Nach dieser Art der Logik kann man auch die Liebe zwischen Frau und Mann technokratisch – und, wie jede und jeder ahnen dürfte – in absurder Weise bestimmen. Wir sehen aber hier, spätestens beim Thema Gravitation, betreten wir eine andere – und zwar, genau genommen, göttliche – Ebene. Denn ist das ganze Universum nicht ein Ausdrucks Gottes? Wenn er es schon nicht geschaffen hat, steht er da etwa – wer weiß das schon, als „feiner Geist“ – verbürgend dahinter? Und daß im gewöhnlichen Falle eins das andere erst erkennt und dann anzieht, ist das also der Beweis für das tiefer liegende göttliche, in sich zusammenhängende Streben, nämlich, daß eins zum anderen kommen wolle?

Gott spricht also, genau genommen, mit sich selber, er sagt, trotz aller der Entwicklung geschuldeter Widersprüchlichkeiten:

„Ich bin eine Einheit!“

Und: „Niemand kann sie mir nehmen!“

Und wieder: „Ich hänge vollständig mit mir selber zusammen!“

Und: „Niemand löst mich in Nichts auf!“

Damit wäre die Schwerkraft im übrigen also auf eine ganz andere, ungeahnte und von den Physikern nicht ansatzweise zu bewältigende Ebene gehoben, welche oben als „feiner Geist“ zitiert wurde.

„Heute laufen sehr viele Leute herum, welche außerordentlich ‘gut informiert’ sind, aber nicht die geringste Ahnung von der Bedeutung der Tatsachen, welche sie kennen, haben.“ (Crowley, S. 147)

Also, Faktenwissen alleine reicht nicht. Man muß die (auch vermeintlichen) Tatsachen richtig einschätzen und verknüpfen. Erst dann ergibt sich ein wahrhaftes Bild aus dem, was man zu wissen glaubt oder meint.

„Dies ist der große Fehler moderner Erziehung – ein Kind wird mit Tatsachen vollgestopft und kein Versuch wird ge-

macht, ihre Verbindung und Tragweite zu erklären.“ (Crowley, S. 148)

Was ist Schwerkraft? Vermerklich: sie ist vorhanden. Wir verspüren sie tagtäglich an unserem Körper; selbiger ist vollständig auf sie ausgerichtet. Umgekehrt: wenn die Schwerkraft fehlt (wie im Weltraum), so ergeben sich im Handumdrehen negative, den ganzen Körper beeinflussende Folgen und Schwierigkeiten. Die Schwerkraft ist für uns also unerlässlich. Und sie läßt sich – eben mit Isaac Newton – in ihrer Wirkung berechnen. Diese rechnerische Bestimmung der Schwerkraft gibt uns unmittelbar zu denken.

Gleichwohl, dürfen wir dann noch die Schwerkraft in ihrer Wirkungsweise wegen ihrer umfassenden kosmischen Bedeutung also einem, wie zitiert, „feinen Geist“ zuzuordnen? Was bedeutet, daß wir sie mithin aus der wissenschaftlichen Erörterung entfernen, um sie einer ganz anderen (religiösen) Disziplin einzugliedern?

Die Esoterikerin Blavatsky hierzu:

„... und in einem *dritten Briefe* an Bentley sagt er [Newton]:

Es ist unfassbar, daß unbelebter grober Stoff ohne Vermittlung von etwas anderem, *das nicht materiell ist*, auf anderen Stoff ohne gegenseitige Berührung einwirken und ihn beeinflussen soll, wie er es tun müßte, wenn Gravitation im Sinne des Epikur ihm wesentlich und innewohnend wäre... Der Gedanke, daß die Schwere dem Stoffe eigen, innewohnend und wesentlich sei, so daß ein Körper auf einen anderen in die Entfernung, durch einen leeren Raum, ohne die Vermittlung von irgend etwas anderem, wovon und wodurch seine Wirkung von dem einen auf das andere übertragen werden könnte, einwirken könne, ist für mich eine so große Widersinnigkeit, daß ich glaube, daß kein Mensch, der in philosophischen Dingen zu denken berufen ist, darauf jemals verfallen kann. Die Gravitation muß durch ein Agens [tätiges Wesen oder Prinzip] verursacht werden, das beständig nach gewissen Gesetzen wirkt; ob aber *dieses Agens materiell oder*

immateriell ist, habe ich dem Nachdenken meiner Leser zu entscheiden überlassen.“ (Blavatsky 1, S. 533)

Also, ist dieser „feine Geist“ in diesem Zusammenhang nun tätig oder nicht? Anders ausgedrückt, ist Gott demnach nicht nur vorhanden, sondern greift er – in diesem Falle schwerkraftmäßig – ständig in das Geschehen ein?

Wenden wir uns zur Beantwortung dieser Frage dem betroffenen Stoff zu. Ist derselbe unbelebt? Aller Stoff, egal, wie sperrig oder klotzig er erscheinen mag, unterliegt der atomaren Schwingung, und das ist mehr als nur Leben! Alles ist demnach (im Inneren) belebt, auch wenn es äußerlich nicht so aussieht.

Des weiteren: wirkt Stoff auf Stoff ohne gegenseitige Berührung? Wir sehen aber, im Normalfalle zieht jedes Teil jedes andere schwerkraftmäßig an (gegenseitige, wechselseitige Anerkennung). Woraus – nochmals – zwingend folgt, jedes Teil „erkennt“ das andere, denn Anziehung kann ja nur bedeuten, zu erkennen, daß da – etwas anderes – ist.

Wie erkennt man? Beim Magneten (über elektromagnetische) Kräfte ist dies unstrittig. Doch in jedem Gegenstand muß eine vergleichbare Kraft oder Stärke zwecks „Erkennen“ des anderen gegeben sein. Beachten wir aber erneut, gemäß dem von Frau Blavatsky gebrachten Zitat, führt Isaac Newton die Schwerkraft möglicherweise auf ein immaterielles Wirkmittel („feiner Geist“) zurück. Man denkt dabei natürlich sofort, wie seine Zeitgenossen es getan haben, da ist – bezüglich der fundamentalen Schwerkraft – demnach also Gott tätig.

Zunächst Frau Blavatsky weiter:

„Darüber entsetzten sich sogar Newtons Zeitgenossen – über die scheinbare Wiederkehr okkulter [„okkult“ heißt verborgen, geheim; der Okkultismus ist die Lehre vom Übersinnlichen] Ursachen in den Bereich der Physik. Leibniz nannte sein Anziehungsprinzip ‚eine unkörperliche und unerklärbare Kraft‘. ... Andererseits glaubte Euler, daß die Wirkung der Schwere entweder einem G e i s t e oder einem feinen Medium zuzuschreiben sei. Und doch kannte

Newton den Äther der Alten... Daher glaubte er, so wie wir, an einen ‚feinen Geist‘ und an feine Geister, die die sogenannte Attraktion leiten.“ (Blavatsky 1, S. 533)

Man mache sich hierzu nochmals eindeutig klar: die Attraktion (Anziehungskraft, Schwerkraft) ist unerhört wirksam und gleichzeitig auch heute deutlich unverstanden. Man kann sie – mit Newton – wohl berechnen (sie nimmt im Quadrat der Entfernung ab). Muß man zu ihrer Erklärung aber die zitierten „Geister“ annehmen oder gar Gott selbst einführen?

Was Gott (und seinen „Anhang“) betrifft, man bedenke, Gott hat die Welt geschaffen, oder er verantwortet sie in jedem Falle. Kann das, wie schon an anderer Stelle erwähnt, heißen, daß Gott sich – per Gravitation – ständig in diese Welt und ihre Prozesse einmischt, oder daß er doch wenigstens seine „Hilfstruppen“ (Engel und dergleichen) zu diesem Zwecke ausschickt?

Erinnern wir uns an den Architekten (hier Gott also), der ein Haus bauen läßt oder entwirft. Ist dieser Architekt während

der Konstruktionsphase mit jeglicher kleinen Schraube und mit jeglichem Brett oder jeglicher Planke beschäftigt? Und nicht nur während der Errichtung seiner Konstruktion, sondern insbesondere auch hinterher (wenn das Haus steht)? Mischt sich Gott demnach unablässig in die Welt ein, um sie in Stand zu halten oder in Bewegung zu versetzen?

Der Architekt also, läuft er ständig um das Haus herum, um jegliche Schraube, Mutter – oder was immer – stets neu anzuziehen und zu fixieren? Das Haus, wäre dem so, ist demnach niemals für ihn fertig. Hand aufs Herz, das wäre ein schlechter Architekt, der ein Haus erstellte, für das er im Normalfalle ständig aktiv sorgen müßte. Der echte Architekt erstellt sein Haus – und läßt es dann alleine wirken. Alle Mittel und Maßnahmen sind vorgeplant und vorgesehen, so daß das Haus sich selbst trägt und er, der Architekt, eben nicht ständig eingreifen muß (außer im Notfall).

Hier also bedeutet das, Schwerkraft muß ohne Einfluß äußerlicher Geister oder Gespenster betrachtet werden. Das Universum folgt seinen eigenen, inneren Wegen, ohne

daß Gott ständig nachhelfen oder eingreifen muß. Gott wäre also ein dummer Architekt des großen universalen Gebäudes, der es sich nicht selbst überlassen könnte und der also ständig eingreifen muß, damit nur irgend etwas funktioniere. Außer natürlich: es gibt Sonderfälle (etwa ein Erdbeben bedrohe in diesem Bilde das Haus), dann greift Gott möglicherweise ein, indes aber nur auf Bitten der Betroffenen, möglicherweise erst auf deren inständiges Flehen hin.

Zusammenfassend entnehmen wir bezüglich der Schwerkraft (Gravitation), sie war und ist unverstanden. Das folgt – nochmals – auch aus der Tatsache, daß man sie nicht nutzen oder benutzen kann, wie auch andernorts erwähnt. Verstünde man die Gravitation, die Autos würden nicht mehr auf dem Erdboden fahren, sondern, losgelöst vom Grunde, schweben.

Was aber macht man in Zeiten des Unverständnisses, um Verständnis vorzutäuschen? Man tut so, als würde man alles begreifen. Hier ist einmal mehr Albert Einstein aufgerufen, der erklärt, die Anziehungskraft beruhe auf der minimalen Krümmung des Raumes. Wir haben hier vor

der versagenden Praxis einmal mehr ein Beispiel vor uns, wie eine reale, wirkliche Sache (wie die auf uns vehement einwirkende Schwerkraft) mangels sicherer Erkenntnis schlicht und einfach schlaue „weg-erklärt“ wird, indem man sie nun plötzlich scheinbar exakt mathematisch-theoretisch „erörtert“.

Das erinnert im übrigen an frühere Zeiten. Etwa um das Jahr 1500 dachte man, Sonne und Universum kreisten um die Erde, welche als Zentrum des Kosmos betrachtet wurde. Eine ungeheure Fehleinschätzung, welche man mit Zyklen und Epizyklen mathematisch-geometrisch zu untermauern pflegte.

Die Geschichte wiederholt sich. Heute beruft man sich auf Albert Einstein und auch auf seine Vorstellungen, um etwas zu erklären oder per „Erklärung“ zu beseitigen oder sich doch wenigstens den Anschein des Verständnisses zu verleihen. Wohlge-merkt, die Raumkrümmung gibt es. Sie ist aber so gering, selbst in Sonnennähe kann sie kaum nachgewiesen werden. Es ist abwegig, diese Krümmung allüberall einzu-

führen und für jegliche „Attraktion“ verantwortlich zu machen.

Indes, immer wieder, die mangelnde Praxis bezüglich der Schwerkraft (die Autos schweben nun einmal nicht durch den Himmel, sondern sie haften primitiv auf dem Boden) belehrt uns eines Besseren. Die Schwerkraft, dieses alles durchdringende Fundamentalprinzip, ist unverstanden. Mit Velaub, da gibt es für die Zukunft noch gar manches zu bewältigen.

Aber wenn man dies zugleich als Trost aussprechen darf: alle großen Dinge sind einfach. Je größer eine Sache ist, desto einfacher ist sie. Die Schwerkraft gehört zum wissenschaftlich Größten, also kann sie einfachst erklärt, gedeutet und vor allem auch ausgewertet werden.

Und auch hierzu, am Rande vermerkt, von allem Vorstellbaren ist Gott am Größten, also ist „er“ von allem zugleich am einfachsten. Und selbstverständlich nicht nur vorhanden, sondern für uns auch erreichbar.

Dr. med. Karl Suter / Felix Aeschbacher

Die Urteilskraft der Menschheit



Mit praktischen Anleitungen
für jedermann

• CARVAL

GLAUBE WIRKT WUNDER

Artikel

Gerd Maximovič

Wie weit gehen die „magischen“ Möglichkeiten des Menschen? Gibt es dafür Schranken, Grenzen? Was sagen die verschiedensten Autoren dazu, die sich mit solchen weiterführenden Denkanstößen beschäftigt haben?

Im folgenden werden zitiert:

– Suter, Karl + Felix Aeschbacher: Die Urheilkraft der Menschheit. Carral Verlag, Triesen 1986.

– Crowley, Aleister: Magick 1. Kersken-Canbaz-Verlag, Breite Str. 65, 29468 Bergen/Dumme, 1993. Zitiert als „Magick 1“.

– Crowley, Aleister: Gesammelte Schriften 1. Kersken-Canbaz-Verlag, Bergen/Dumme 1993. Zitiert als „Schriften 1“.

– Novalis: Band 2. Das philosophisch-theoretische Werk. Carl Hanser Verlag, München Wien 1978. Zitiert als „Novalis 2“.

– Novalis: Heinrich von Ofterdingen. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1982. Insel TB 596. Zitiert als „Ofterdingen“.

– Ravenwolf, Silver. Zauberschule der Neuen Hexen. Sprüche und Beschwörungen. Wilhelm Heyne Verlag, München 2004. Heyne TB 74221.

– Pauwels, Louis + Jacques Bergier: The Morning of the Magicians. Souvenir Press, London 2001.

– Bulwer-Lytton, Edward George: Zannoni. Ein spiritueller Entwicklungsroman. Schirner Verlag, Darmstadt 2004. Schirner TB 67418.

In der esoterischen Literatur verzeichnet sich mancher Hinweis, wie man insofern an den „Wind“ und, die unterbewußten Möglichkeiten nutzend, an manch anderes herangeht.

„‘Wie du glaubst, so geschieht dir.,, (Suter/Aeschbacher, S. 19) – vernehmen wir insofern.

„‘Worten ist eine große Macht eigen.,, (Suter/Aeschbacher, S. 19) – weil sie auf das persönliche Unterbewußtsein wirken. „‘Vieles wirkt unser Geist durch den Glauben....,, (Suter/Aeschbacher, S. 20)

Ja, wer glaubt, dessen Unterbewußtsein wird Wunder wirken. Unter der Überschrift „Kern-Hypothesen und Kronzeugen“ fassen die zitierten Autoren wesentliche Punkte des Glaubens und der Magie zusammen, die von Roger Bacon, Albertus Magnus, Agrippa von Nettesheim und anderen zusammengetragen wurden.

„‘Wir müssen daher bei einem jeden Werke, bei jeder Anwendung von irgendwelchen Dingen ein starkes Verlangen ausdrücken, unsere Einbildungskraft spannen, die zuversichtlichste Hoffnung und den festen Glauben haben, denn dies trägt sehr viel

zum Gelingen bei...“ (Suter/Aeschbacher, S. 20)

Feste Hoffnung, Glaube und Vertrauen, dann wird es gelingen. Was das Ich glaubt, das glaubt auch sein persönliches Unterbewußtsein. Zweifel sind nicht gestattet. „‘... man darf in den Erfolg nicht den geringsten Zweifel setzen, ja nicht einmal den Gedanken daran aufkommen lassen....,“ (Suter/Aeschbacher, S. 20)

Das persönliche Unterbewußtsein setzt genau das um, was wir wirklich denken. Dabei gibt es gerade heute schier unendlich viele Möglichkeiten, jemanden, der in diese Richtung forscht, von seinem Vorhaben abzubringen.

„‘... so zerstreut und bricht jedes Mißtrauen und jeder Skrupel die Geisteskraft des Operierenden....,“ (Suter/Aeschbacher, S. 20)

„Gestatten Sie niemandem den Versuch, Sie zu überzeugen, daß Ihr Glauben an Magie, Rituale oder Energiearbeit falsch ist, bevor Sie es nicht selbst ausprobiert

haben – und denken Sie daran, einen eventuellen Fehler nicht als Versagen auf ganzer Linie zu betrachten. Versuchen Sie es dann einfach noch einmal.“
(Ravenwolf, S. 225)

Gewiß ist es schwierig, in der heutigen Zeit (magisches, also, genau genommen, unterbewußt bestimmtes) Neuland zu betreten. Doch bringt ein solcher Versuch, aktiv an die Beherrschbarkeit des Unterbewußten heranzugehen, zunächst beträchtlichen gesundheitlichen Vorteil. Man denke nur an Emile Coué und an die von ihm vermittelte großartige autosuggestive Methode, in höchst positivem Sinne auf die eigene Gesundheit einzuwirken. Es treten hier aber auch andere Aspekte auf, und zwar in einer Welt, in welcher die Menschen gegeneinander gesetzt sind.

„Schickt böse Wünsche dahin zurück, wo sie hergekommen sind.“ (Ravenwolf, S. 446)

„Schickt alle bösen Absichten zurück,
die mir zgedacht waren.“ (Ravenwolf,
S. 448)

Die Möglichkeiten des Menschen, wie von den hier zitierten Autoren vorgestellt, sind beträchtlich. Sie fordern auch auf, man soll nicht nur darüber grübeln, sondern man soll – vermutlich den drängenden Umständen gehorchend – es auch machen. Erst dann sieht man, was wirklich möglich ist.

„Man sollte nichts darstellen, was man nicht völlig übersähe, deutlich vernähme, und ganz Meister desselben wäre – z.B. bey Darstellungen des Übersinnlichen.“ (Novalis 2, S. 802)

Übersinnliches soll also nur bei Könnerschaft „dargestellt“ werden. Dann aber gilt, nichts ist unmöglich:

„Was ich will, das kann ich. Bey dem Menschen ist kein Ding unmöglich.“
(Novalis 2, S. 835)

Hier sehen wir wieder die beträchtliche Macht des das eigene persönliche Unterbewußtsein beeinflussenden Willens:

„Mein Wille nähert sich nachgerade der Vollk[kommenheit] d[es] Willens, den man ausdrückt: Er kann, was er will.,,
(Novalis 2, S. 593)

Man beachte aber, nicht der Wille, wie etwa bei Schopenhauer, ist entscheidend, sondern unser unterbewußtes Vermögen. Der Wille ist bloß ein uns verfügbares Mittel, uns unserem persönlichen Unterbewußtsein mitzuteilen. Dann, wie wir auch soeben sahen, heben sich die Grenzen des Menschen zunehmend auf:

„Der Mensch kennt die Natur seines eigenen Wesens und seiner Kräfte nicht. Sogar seine Vorstellung von seinen Grenzen basiert auf Erfahrungen der Vergangenheit, und jeder Schritt vorwärts dehnt sein Reich aus. Es gibt daher keinen Grund, theoretische Grenzen dafür festzusetzen, was er sein oder tun kann.“ (Crowley: Magick 1, S. 250 f)

Man kann dies auch poetisch ausdrücken, so wie Novalis (Friedrich von Hardenberg, 1772 – 1801) dies macht in seinem Gedicht „Astralis“, also den Sternenmenschen oder Sternengeist betreffend; hier davon ein Ausschnitt; alles ist miteinander verbunden:

„Alles muß ineinander greifen,
Eins durch das andre gedeihn und reifen;
Jedes in Allen dar sich stellt,
Indem es sich mit ihnen vermischt
Und gierig in ihre Tiefen fällt,
Sein eigentümliches Wesen erfrischt
Und tausend neue Gedanken erhält.
Die Welt wird Traum, der Traum wird
Welt...“ (Novalis: Ofterdingen, S. 155)

Die Welt als Traum, der Traum als Welt. Was immer wir uns vorstellen, es geschehe. Was aber sind die uns objektiv vorgespiegelten Dinge? Ist das, was geschieht, objektiv, an sich, unabhängig von uns? Oder müssen wir nicht vielmehr anders denken, nämlich, daß die scheinbar unbeeinflussbaren Dinge – wie insbesondere verheerende

Naturkatastrophen – uns nicht ausschließlich, doch des öfteren wie ein erbarmungsloser Spiegel vorgehalten werden, des Inhalts: so seid ihr, und wenn ihr euch nicht ändert, so wird das noch schlimmer werden!

Pauwels und Bergier zitieren die um 1910 geschriebene Kurzgeschichte von John Buchan (er war eine bedeutende Figur in der britischen Politik) „The Power-House“, was man mit „Kraftstation“ oder auch mit „Da steckt eine treibende Kraft dahinter“ übersetzen kann; darin findet sich ein Dialog, also betreffend der Naturkatastrophen, hinter welchen eine andere, geheime Macht steckt:

„Er schüttelte den Kopf. ‘... Das wahre Wissen, das tödliche Wissen wird immer noch geheim gehalten. Aber es ist vorhanden, das können Sie mir glauben, mein Freund.’

Er zögerte für eine Sekunde... Dann führte er mir ein oder zwei solcher Fälle an, und zwar ganz langsam, als zweifelte er selbst an der Klugheit seiner Worte.

Diese Fälle verblüfften mich. Sie waren ganz unterschiedlich – eine große Katastrophe, der plötzliche Zwist zwischen zwei Nationen, plötzliche Fäulnis einer lebensprühenden Ernte, ein Krieg, eine Seuche. ... Wenn er Recht hatte, waren diese Dinge nicht auf die Natur oder einen Unfall zurückzuführen, sondern das Werk teuflischer Kunst. Er sprach von unbekanntem, still im Hintergrund wirkenden Gehirnen, die dahinter steckten und die ihre Macht gelegentlich auf eine katastrophale Weise enthüllten. Ich glaubte ihm nicht...

Er lachte. ‘... Sie sind möglicherweise Idealisten, bemüht, eine neue Welt zu schaffen, oder vielleicht sind sie auch nur Künstler, die es lieben, die Wahrheit um ihrer selbst Willen zu verfolgen. ... Eines Tages wird sich das Wissen mit dem Willen verbinden, und dann wird die Welt Fortschritte machen.’, (Pauwels/Bergier, p. 49 f)

Wie wir bemerken, sind diese Dinge zunächst nicht allgemein zugänglich. Faule Ernten wie andere Unglücksfälle entneh-

men wir dem Zitat. Sollte man, bei reiflichem Bedenken, darüber nicht besser schweigen, damit die Verheerungen sich nicht mehren?

„Aber der Gott sprach ein Orakel aus, indem er sagte: ‚... Deshalb sollte eure Magie von jetzt an eine im Herzen höchst geheime Magie sein...‘, (Crowley: Schriften 1, S. 65)

Will sagen, um jene abzuhalten, denen nach Bösem der Sinn steht.

„So sollte der Dienst der Götter jetzt geheim und ihre Magie vor den Menschen verborgen werden.“ (Crowley: Schriften 1, S. 66)

Man möchte meinen, so lasset uns angesichts der Mißernten und anderer möglicher nachteiligen Gegebenheiten fortan zunächst schweigen. Ob denn das magische Wissen nur den Guten zugänglich wäre? Und ob nicht auch die Bösen es betreiben können?

„Mit Recht ist es das Fundamentalgesetz unseres Ordens, daß wir unsere Geheimnisse nur den Reinen mitteilen dürfen. Der schrecklichste Teil der Prüfung liegt in den Versuchungen, die unsere Macht dem Verbrecher entgegenführt. Wenn es möglich wäre, daß ein übelwollendes Wesen unsere Kräfte erlangte, welche Unordnung könnte es in der Welt anrichten! Ein Glück, daß es nicht möglich ist.“ (Bulwer-Lytton, S. 345)

Nicht möglich. Wer sagt das? Mejnour, der Philosoph, spricht zu Glyndon, seinem Zögling, ausgehend von der Vorstellung, daß also alle über das geheime Wissen verfügen:

„... in welchem Zustand wäre dann die Gesellschaft? In einem titanischen Kampf begriffen, die Guten immer genötigt, sich zu verteidigen, die Bösen immerdar angreifend. Bei dem dermaligen Zustand der Erde ist das Böse ein tätigeres Prinzip als das Gute, und das Böse würde vorherrschen. Aus diesen

Gründen sind wir nicht nur feierlich verpflichtet, unsere Weisheit nur solchen anzuvertrauen, die sie nicht mißbrauchen oder verkehren werden, sondern auch, daß wir zur Probe solche Prüfungen machen, die die Leidenschaften reinigen und die Wünsche veredeln. Und darin beaufsichtigt uns und hilft uns die Natur selbst; denn sie stellt grauenvolle Wächter und unübersteigliche Schranken zwischen den Ehrgeiz des Lasters und den Himmel des erhabenen Wissens.’, (Bulwer-Lytton, S. 295)